

Zeitreise

Blick zurück – *nach vorn*

Jubiläumsschrift

*herausgegeben
vom Nachbarschaftsheim
Mittelhof Berlin e.V.*

Impressum

© 2007 *Nachbarschaftsheim Mittelhof Berlin e.V.*
Berlin Zehlendorf

Alle Rechte vorbehalten. Die Vervielfältigung auch einzelner Teile, Texte oder Bilder - mit Ausnahme der in §§ 53, 54 UrhG ausdrücklich genannten Sonderfälle - gestattet das Urheberrecht nur, wenn sie mit dem Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V. vorher vereinbart wurden.

Herausgeber:
Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V.
Königstraße 42 - 43, 14163 Berlin
www.mittelhof.org
kontakt@mittelhof.org

Geschäftsführung:
Gisela Hübner, Ingrid Alberding

Redaktion:
Gisela Hübner

Layout, Satz und Buchgestaltung:
Agnes Wischhöfer

Druck:
Druckerei Wagner Verlag und Werbung GmbH, Siebenlehn
unter Verwendung von
120g/m² Munken Pure - gelblichweiß
Einband: bezogener Pappband
mit einseitiger Mattfolienkaschierung

Verarbeitung:
Müller Buchbinderei GmbH Leipzig

Mitglied im Verband für sozial-kulturelle Arbeit
und im PARITÄTISCHEN WOHLFAHRTSVERBAND Landesverband Berlin

Inhalt

Zu diesem Buch <i>Gisela Hübner</i>	9
60 Jahre jung - zur Geschichte des Mittelhof Das Nachbarschaftsheim Mittelhof feiert sein 60 jähriges Bestehen	11
Vorwort <i>Peter von Schlieben-Troschke</i>	17
Grüsse aus der Ferne <i>Dr. Gretchen E. Schafft</i>	19
Grußworte zum Jubiläum am 28. September 2007 im Rathaus Zehlendorf	
<i>Norbert Kopp</i> Bezirksbürgermeister von Steglitz – Zehlendorf	20
<i>Anke Otto</i> Stadträtin von Steglitz – Zehlendorf für Schule, Jugend und Familie	22
<i>Dr. Herbert Scherer</i> Geschäftsführer des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit	24
<i>Prof. Barbara John</i> Vorsitzende des PARITÄTISCHEN WOHLFAHRTSVERBANDES Landesverband Berlin	28
<i>Dr. Heidi Knake-Werner</i> Senatorin für Integration, Arbeit und Soziales	30
60 Jahre Mittelhof Eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums mit Prof. Dr. C. Wolfgang Müller und Dr. Detlef Horn-Wagner	32

Festbeiträge

<i>Georg Zinner</i> Das Nachbarschaftsheim Mittelhof Seit 60 Jahren erfolgreich Stadtteilzentrum und Mehrgenerationenhaus	42
<i>Dr. Eberhard Löhnert</i> Das Nachbarschaftsheim Mittelhof seit 1951 aktives Mitglied im PAITÄTISCHEN Berlin	46
<i>Dr. Herbert Scherer</i> Das Nachbarschaftsheim Mittelhof und die Kinderladenbewegung	49
<i>Gerd Schmitt</i> Holzhaus, Gemeindекeller und zurück Der Mittelhof als Kooperationspartner der Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd	59
<i>Barbara Tennstedt</i> Erziehung in beiden Berlins eine pädagogische Begegnung im Januar 1990	68
<i>Karin Stötzner</i> Im Zentrum des Intimen Selbsthilfe und Selbsthilfekontaktstelle im Nachbarschaftsheim Mittelhof	77
<i>Dr. Stefan Wagner</i> Mittelhof – Brücke zur neuen Welt	81
<i>Lutz Caspers</i> 10 Jahre QUÄKERHILFESTIFTUNG Berlin Oktober 2007	83

Leitbild des Mittelhof	87
-------------------------------	----

Zur Person der Verfasser	90
---------------------------------	----

Publikationen	92
----------------------	----

Kinderchor der
Grundschule
am Karpfenteich
zur Jubiläumsfeier
am 28. September 2007
im Rathaus Zehlendorf



Zu diesem Buch

Gisela Hübner

Wir danken allen Förderern, Partnern und Unterstützern unserer Arbeit für die Anerkennung, die sie anlässlich des 60jährigen Bestehens des Mittelhof in vielfältiger Weise zum Ausdruck gebracht haben. Für uns bedeutet diese Anerkennung Ermutigung und Ansporn, auf dem eingeschlagenen Kurs weiterzumachen. Wir werden uns auch in Zukunft für die Interessen und Anliegen unserer Nachbarn einsetzen sowie das bürgerschaftliches Engagement unterstützen und fördern. Wir werden den Selbsthilfegedanken lebendig halten und in unseren Häusern offen sein für die Freiheit von Ideen und Gedanken und damit zu einem Handeln im Geiste von Respekt und Toleranz beitragen.



60 Jahre jung – zur Geschichte des Mittelhof

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof feiert sein 60 jähriges Bestehen



Kinderspeisung 1947

Vor 60 Jahren, am 10. September 1947 wurde mit dem Nachbarschaftsheim Mittelhof das erste Berliner Nachbarschaftsheim der Nachkriegszeit eingeweiht.

Wie war es dazu gekommen?

Hertha Kraus, eine deutsche Quäkerin, die in den 1920er Jahren mit den Ideen der internationalen Settlementbewegung und ihrer deutschen Ausprägung in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost (unter Friedrich Siegmund-Schultze) in Berührung gekommen war, wurde 1933 aus Deutschland vertrieben. Sie ging nach Amerika ins Exil, wo sie als Professorin an einer Quäker-Hochschule Soziale Arbeit unterrichtete und mit ihren sozialpolitischen Ideen hohe Anerkennung fand. Während des II. Weltkrieges arbeitete sie u.a. als Fachberaterin der amerikanischen Hilfsorganisation der Quäker und erarbeitete federführend eine Denkschrift über die soziale Arbeit im künftigen Deutschland, wobei den neu zu gründenden Nachbarschaftsheimen eine zentrale Rolle zufallen sollte. Die amerikanische Regierung, der die Denkschrift übergeben wurde, signalisierte Zustimmung. Hertha Kraus nahm das nach dem Ende der Nazi-Diktatur zum Anlass, um bei den Besatzungsbehörden, namentlich beim Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone, General Lucius D. Clay, nachdrücklich die Umsetzung dieser Ideen einzufordern.

Hertha Kraus sah das Nachbarschaftsheim deswegen als geeignete Basis für die soziale Arbeit in einem demokratischen Gemeinwesen, weil es sich an dem Gedanken der Kooperation und Mitwirkung orientierte. Dazu schrieb sie: „Das Nachbarschaftsheim bietet eine Möglichkeit soziale und menschliche Probleme auf der örtlichen Ebene zu lösen.

Sommerfest im Mittelhof



Es ermöglicht die Vereinigung von begrenzter materieller Hilfe und qualifizierter Mitarbeit vieler aufrichtiger und sich aufopfernder Menschen, die wahrscheinlich reiche Ergebnisse einbringen kann. Dies kann von entscheidendem Einfluss auf die Weltanschauung, die Lebenseinstellung und das Verhalten vieler junger und alter Menschen, die jetzt nach neuen Zielen suchen, werden.“

Mehrere auch heute noch gültige Leitlinien waren bereits mit dieser Idee verbunden, so die Hilfe zur Selbsthilfe, die demokratische Mitverantwortung und die Entwicklung von Gemeinschaften. Hertha Kraus und eine Reihe weiterer Quäker konnten sich mit ihren Ideen gegenüber anderen Vorschlägen durchsetzen. Und so kam es zur Gründung einer Reihe von Nachbarschaftsheimen in der amerikanischen und britischen Besatzungszone.

In Berlin war der Mittelhof das erste dieser neuen Nachbarschaftsheimen. Es wurde von amerikanischen, englischen und deutschen Quäkern in einer von Hermann Muthesius 1914/15 als Familienresidenz erbauten Villa am Kirchweg 5 (an der Rehwiese) eingerichtet, die wegen ihrer besonderen, um einen „Mittelhof“ gruppierten Bauweise schon vorher diesen Namen getragen hatte. Dieser Name wurde auch beibehalten, als das Nachbarschaftsheim später in die Königstraße 42-43 umzog – auch das neue Grundstück und Gebäude wurde von den Quäkern finanziert.

In den harten Zeiten der Nachkriegsjahre, insbesondere im strengen Winter des Gründungsjahres 1947, ging es zunächst um die Linderung der drängendsten materiellen

und seelischen Notlagen. Schon bald begann neben der Unterstützung von Einzelnen die Gruppenarbeit, mit der Grundlagen für gemeinsames Handeln und gemeinsame Problembewältigung gelegt wurden.

Das Nachbarschaftsheim arbeitete von Anfang an mit anderen Organisationen und Ämtern zusammen, um effektivere Hilfe zu leisten und gemeinsam wirksamere Wege zu finden, die Ursachen der Notlagen zu erkennen und sie zu beseitigen. Verbindungen und Kontakte zum Sozialamt, der Arbeiterwohlfahrt, dem Deutschen Roten Kreuz, zur Justiz und zu den Schulen der Umgebung wurden geknüpft.

Das Nachbarschaftsheim richtete eine Schuhwerkstatt, eine Weberei und eine Nähstube ein, um Möglichkeiten für praktische Selbsthilfe zu schaffen. Mitarbeiter und freiwillige Helfer sammelten Material und verwerteten es. Die Nachbarschaft wurde durch einschlägige Kurse zur Nutzung der Werkstätten angeregt und angeleitet. Mit sechs Nähmaschinen wurden Kleidung und Wäsche ausgebessert. In den Werkstätten konnten auch erwerbslose Mädchen und Frauen aus der unmittelbaren Nachbarschaft beschäftigt werden.

Um die Kinder berufstätiger Mütter zu versorgen, wurde ein Hort eingerichtet, in dem die Kinder vor und nach der Schule betreut wurden. Die Kinder gründeten – nach dem Vorbild der Organisationsformen der Erwachsenen im Hause – einen Kinderausschuss (mit Vorsitzenden und Protokollführung), später eine Kinder - UNO , hielten Versammlungen ab und organisierten ihre Mitarbeit. Für Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren aus der nahen Umgebung gab es die Offene Tür mit Spielen, Basteln, Lesen und Volkstanzgruppen.

Die Gesundheitsämter der benachbarten Bezirke wählten jeden Monat 10 besonders unterernährte Kinder aus, die vier Wochen vom Unterricht befreit wurden, um sich tagsüber im Mittelhof zu erholen. Gewichtszunahme und „seelische Erholung“ waren das Ziel.

Kleine Gruppen von 12 bis 15 jugendlichen Teilnehmern trafen sich im Haus zu Diskussionen und zum Musizieren. Studenten gründeten Arbeitsgemeinschaften mit unterschiedlichen Inhalten, in einigen wurde ausschließlich Englisch gesprochen.

Das Nachbarschaftsheim richtete auch ein Erholungsheim ein, das für Menschen aus der ganzen Stadt, aus Ost und West, zur Verfügung stand. Zum Kreis der Erholungsgäste zählten vor allem Sozialarbeiter, Sozialpädagogen und Menschen verwandter Berufe. Sie fanden hier außer Erholung und Entspannung Gelegenheit zu Gesprächen und zum Gedankenaustausch.

Alle Besucher, Mitarbeitende und Gäste des Hauses wurden mit Essen versorgt, ein unschätzbarer Wert in dieser Zeit. Ein Teil der Lebensmittel kam als Hilfssendung des AFSC, der Hilfsorganisation der Quäker, aus Amerika.

Eine weitere Aufgabe wurde dem Mittelhof mit dem „Conference Center“ gegeben, das für den Gedanken- und Meinungsaustausch weit über die nachbarschaftlichen Grenzen hinaus sorgen sollte und auch Platz für die Entwicklung der kulturellen Arbeit des

60 Jahre jung – zur Geschichte des Mittelhof

Mittelhof bot. Die Arbeit stand unter dem Motto: „Demokratische Haltung im besten Sinne muss auf der Grundlage echter Toleranz und Weltoffenheit aufgebaut werden“.

Aus dem Bericht des ersten Jahres, der eine umfangreiche Statistik enthält, ist zu entnehmen, dass bereits in den ersten Monaten wöchentlich bis zu 1400 Menschen in den Mittelhof kamen.

Die Quäker zogen sich aus der Leitung des Mittelhof wie auch der anderen Nachbarschaftsheime Mitte der 1950er Jahre zurück und übergaben die Verantwortung an deutsche Heimleitungen.

Wie ging es weiter?

Die Entwicklung des Mittelhof in den folgenden Jahrzehnten war unmittelbar verbunden mit der dramatischen Geschichte Berlins und dem Aufbau und der Entwicklung von Nachbarschaftsarbeit auch in anderen Bezirken der Stadt.

War man in den 1950er Jahren noch auf den gesamtstädtischen Raum und insbesondere auf den Meinungs- und Gedankenaustausch mit Menschen aus dem Ostteil der Stadt ausgerichtet, musste es zwangsläufig nach dem Mauerbau 1961 eine Neuorientierung geben.

Der Mittelhof intensivierte die nachbarschaftlich orientierte Arbeit in seiner Region und engagierte sich für den Ausbau der Kindertagesbetreuung. Er suchte mit „randständigen“ und straffällig gewordenen Jugendlichen nach Alternativen zu Armut und Kriminalität und baute mit seiner Gemeinwesenarbeit Brücken in sozial belastete Wohngebiete in der näheren Umgebung.

Der Zusammenschluss von Nachbarschaftshäusern im damaligen Verband deutscher Nachbarschaftsheime (seit 1970 Verband für sozial-kulturelle Arbeit) unterstützte die Professionalisierung und Bündelung von Ressourcen. Kooperationen mit allen wesentlichen Akteuren und Institutionen in der Region, aber auch mit Trägern von Nachbarschaftseinrichtungen benachbarter Bezirke schufen Synergien, die bis heute die Arbeit des Mittelhof mittragen

Was ist heute?

Der Mittelhof ist heute ein Stadtteilzentrum mit breitem Angebotsprofil. An insgesamt 20 Standorten gibt es Kindertagesbetreuung in Kitas und Schulen, offene Kinder- und Jugendarbeit, Eltern- und Familienbildung, Selbsthilfe, Nachbarschafts- und Stadtteilkulturarbeit.

Der Mittelhof ist heute gleichermaßen Dienstleister wie „Seismograf“ für aktuelle Bedarfslagen in der Region und für weitergehende Notwendigkeiten gesellschaftlichen Wandels. Er bietet den Menschen seiner Umgebung Plattform, Raum und Umsetzungshilfe

für ihre Ideen. Konzepte, wie aktuell das für ein Mehrgenerationenhaus, entstehen aus aufmerksamer Beobachtung und intensiver Auseinandersetzung mit den Auswirkungen und Chancen des demografischen Wandels in Zehlendorf Süd. Die Begegnung der Generationen hatte im Mittelhof immer einen hohen Stellenwert, bekommt aber in Zeiten sich ändernder Familienstrukturen (Einzelkinder, Einelternfamilien, Singlehaushalte) eine neue Bedeutung. Junge lernen von Alten und umgekehrt. Gemischte Gemeinschaften werden gefördert und können gelebt werden.

Mit seiner Geschichte und Tradition steht der Mittelhof weiterhin für die Unterstützung von Menschen in Not und für das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Weltanschauung und ethnischer Zugehörigkeit. Werte wie Hilfe zur Selbsthilfe, Förderung von bürgerschaftlichem Engagement, nachbarschaftliche Solidarität und demokratisches Denken und Handeln sind nach wie vor Grundlage seiner Arbeit.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Nachbarn,

mein Vorstandsamt allein und die im Begriff auch verborgene Ehre waren es nicht, die mich seit über 15 Jahren mit der Arbeit des Mittelhof verbinden, sondern es waren die Menschen, die hier tätig sind - ehrenamtlich und hauptamtlich - es war die Vielfalt der Arbeit, und es waren auch die neuen Herausforderungen im Interesse der Bürgerinnen und Bürger, neue Verantwortung, neue Aufgaben zu übernehmen und mit zu gestalten. Dabei ist die Arbeit des Mittelhof durch eine besondere Kontinuität der Mitarbeitenden Haupt- und Ehrenamtlichen gekennzeichnet.



Unsere Angebote, Räume, Projekte und Kindertagesstätten sind beliebt, sie sind ständig ausgelastet. Auch dort begegne ich langjährig Mitwirkenden, einer Gemeinschaft von Aktiven. Wir kennen uns. Dem Mittelhof muss also etwas Besonderes innewohnen, was die Menschen hält.

Ich erlebe selbst: Hier wird eine dankbare Arbeit gemacht. Wir sind auf der einen Seite Dienstleister an ca. 20 Standorten mit unterschiedlichen und interessanten Aufgaben. Zugleich haben wir unsere Antennen für die Belange der Menschen und damit auch für den gesellschaftlichen Wandel. Wir geben und nehmen, lernen miteinander. Menschen, die zu uns kommen, denen hören wir zu. In unserer heutigen Zeit ist dies ein Geschenk.

Da ist es verständlich, dass es uns gut geht, wir gern kommen und uns engagieren, egal ob ehrenamtlich, freiwillig engagiert, mit Aufwandsentschädigung, einem Honorar oder Gehalt.

Dabei ist das keine Technik noch reine Methode, sondern eine Haltung. Hilfe zur Selbsthilfe, Verbindungen und Netzwerke aufbauen, Möglichkeiten erkennen, Gleichgesinnte und Mitkämpferinnen und Mitkämpfer finden, Verantwortung übernehmen, sich bürgerschaftlich engagieren. Dies ist unser gemeinsames Ziel. Dabei ist es egal, woher du kommst oder wie alt du bist.

Unsere Aufgabe ist nicht, am Fließband Angebote zum Spaßhaben zu erarbeiten oder eine vermeintlich perfekt kundenorientierte Dienstleistung zu erbringen, das Kind in der Kindertagesstätte in Empfang zu nehmen und einfach wieder zu übergeben, sondern zur Mitwirkung und zur Mitarbeit einzuladen.

Vorwort

Im Mittelpunkt steht der Mensch in seinem sozialen Umfeld, - in einer Weise, wie dieser sich selbst und sein Umfeld begreift. Wir haben die „Wahrheit“ nicht gepachtet, wir sind offen, neugierig und immer wieder überrascht.

Alt und Jung, fröhlich und ernst begegnen sich unter einem Dach. Ein Familienbrunch und ein ehrenamtlich ausgerichtetes Frühstückscafe, Hausaufgabenbetreuung in den Ferien, ein Treffpunkt 50 Plus, eine ehrenamtliche anwaltliche Rechtsberatung, Computer Kurse für ältere Menschen, angeboten von Schülerinnen und Schülern der John - F.Kennedy - Schule, Menschen mit schweren Krankheiten und anderen Problemen, die sich in Selbsthilfegruppen helfen, sind Beispiel, wie sich Menschen in Gruppen begegnen und stützen.

Unser Alzheimer-Tanzcafe hat das bewundernswerte Motto: “Das Leben bleibt für Betroffene und Angehörige trotz Krankheit lebenswert!“ Angesichts einer solchen Aussage und Haltung empfinde ich Ehrfurcht, nicht Ehre und Amt. Wir sind ein Haus der Begegnung und des Handelns, nicht des behandelt Werdens. Die Lebenswahrheiten sind vielfältig!

Das eine solche Arbeit und Engagement möglich ist, verdanken wir auch der fachlichen und persönlichen Unterstützung aller unser angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, denen ich besonderen Dank sage.

Das bürgerschaftliche Engagement bewegt sich zwischen Ehre und Amt, gesellschaftlicher Teilhabe, Selbstsorge und Umbau des Sozialstaates. Ein Gemeinwesen, in dem sich so viele Menschen unentgeltlich einsetzen, kann nicht so egoistisch, ökonomisiert und verroht sein, wie bisweilen behauptet wird.

Für die sehr persönliche Erfahrung bedanke ich mich insbesondere bei allen freiwillig Mitwirkenden und ehrenamtlich arbeitenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Für ein solch lebendiges Nachbarschaftsheim wie dem Mittelhof wird das Erreichen des nächsten großen Jubiläums bei allen möglichen gesellschaftlichen Veränderungen eine spannende, aber zugleich auch schöne Aufgabe.

Grüße aus der Ferne

Dr. Gretchen E. Schafft

Liebe Freunde

Glückwünsche zu Eurem 60. Geburtstag. Ich war 1957 als Praktikantin des Antioch-College im Mittelhof, und die Erfahrung dort hat einen Wendepunkt für mein Leben bedeutet. Ich habe immer noch Freunde aus dieser Zeit und habe Euer wundervolles Nachbarschaftsheim danach noch zwei Mal besucht.

1957 wurden von Euch Treffen von Menschen aus der Sowjetzone und anderen Zonen angeboten. Mein Job war es, eine nicht bedrohliche sondern freundliche amerikanische Präsenz zu präsentieren. Das war nicht schwer: ich war ja erst 20 Jahre alt. Was hätte an mir Bedrohliches sein können? Für mich war das eine Zeit, in der ich Erwartungen erfüllen sollte, die ich nicht so ganz verstand. Ich tat mein Bestes. Alles was zu tun war, vom Decken des Tisches über das Waschen von Kinderstrümpfen für das Jugendcamp bis zum Tee Kochen schien voll Stolperfallen zu stecken. Das war ein gutes Training für spätere Erfahrungen! Es schien mir, als könnte ich nichts so richtig auf die „Deutsche Art und Weise“ machen, aber ich liebte es trotzdem und wurde meinerseits geliebt von der „Kaufleute“-Gruppe, den Menschen, mit denen ich im Düppeler Flüchtlingslager arbeitete und den meisten Arbeitskolleg/inn/en.

Als Ergebnis sind geblieben: eine lebenslange Liebe für die deutsche Sprache, eine intensive Berührung mit der Geschichte und Weltanschauung des „Dritten Reiches“, eine Mitgliedschaft bei der Gesellschaft der Freunde (= bei den Quäkern), ein bikulturelles Leben, ein Ehemann und zwei erwachsene Söhne, die fließend Deutsch sprechen, Deutsche Weihnachtsbräuche eingebracht in Familie und Nachbarschaft, ein professionelles Interesse an Fragen der Ausgrenzung und Versöhnung, und zwei Bücher über das „Dritte Reich“, geschrieben in Deutsch, Englisch und Polnisch.

Danke, danke! Euer Geschenk an die Welt ist viel größer als das, was Ihr selbst als Eure Leistung seht und was Ihr Euch überhaupt vorstellen könnt. Eure guten Taten werden, da bin ich sicher, wert geschätzt von Menschen, die sich gar nicht mehr an den Namen Nachbarschaftsheim Mittelhof erinnern, aber die Eure Botschaften in ihrem Herzen und in ihrem Leben tragen.

Hochachtungsvoll

*Grußworte zum Jubiläum
am 28. September 2007
im Rathaus Zehlendorf*

Norbert Kopp



Sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V., sehr verehrte Anwesende!

Ich freue mich sehr, heute bei Ihnen zu sein. Der Mittelhof, im Herzen Zehlendorfs, hat seit seiner Gründung vor 60 Jahren viel dafür getan, dass die Bürgerinnen und Bürger sich in unserem Bezirk näher gekommen sind.

Durch generationsübergreifende Angebote wurde hierbei auch ein wichtiger Beitrag zum Verständnis zwischen der jüngeren und der älteren Generation geschaffen - ein bezirklicher Treffpunkt für alle Bürgerinnen und Bürger.

Auch wenn die Arbeitsinhalte sich im ältesten Nachbarschaftsheim Berlins von der Nachkriegszeit zur Gegenwart verändert haben, bleibt der Grundgedanke der Arbeit erhalten "Offen für alle".

Natürlich müssen sich die Angebote eines modernen Stadtteilzentrums an die aktuellen Bedürfnisse anpassen, deshalb begrüße ich die vielfältigen Aktivitäten wie Computer-, Tanz- und Sportkurse aber auch die Konzerte, Lesungen und Ausstellungen, um nur einige aus der umfangreichen Angebotspalette aufzuführen.

Der Mittelhof hat die Trägerschaft zahlreicher Projekte übernommen, die sich durch hohe Qualität und Kontinuität auszeichnen.

Insbesondere möchte ich hierbei die über 30 Selbsthilfekontakt- und Beratungsstellen als Anlaufpunkte für Menschen, die aktiv ihre Lebenssituation verändern wollen, hervorheben. Ein wichtiger Beitrag in unserem Bezirk für Menschen, die Platz, Schutz oder Hilfe finden wollen.

Ein Tag hat 24 Stunden das gilt für jeden Menschen. Wie der oder die Einzelne diese Stunden nutzt, ist allerdings sehr unterschiedlich. Hervorzuheben sind deshalb die Leistungen der vielen Ehrenamtlichen, die bei kleinen wie bei großen Events vor und hinter den Kulissen tätig sind.

Ohne deren Engagement wäre das Angebot des Mittelhofes zu den unterschiedlichsten Themen und vor allem auch die Realisierung der umfangreichen Öffnungszeiten u.a. des Cafés gar nicht möglich.

Diesen Ehrenamtlichen gilt deshalb mein ganz besonderer Dank, denn sie sorgen für den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft und für ein gutes soziales Klima.

Ich wünsche den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V. weiterhin viel Erfolg und hoffe, dass diese wichtige bezirkliche Einrichtung und der Träger zahlreicher Projekte uns noch viele Jahrzehnte erhalten bleibt.

Grußwort zum Jubiläum

Anke Otto



*Sehr geehrte Frau Senatorin,
sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrte liebe Frau Hübner,
sehr geehrte liebe Frau Alberding!*

Im Namen des Bezirks Steglitz-Zehlendorf beglückwünsche ich Sie ganz herzlich zum 60-jährigen Jubiläum dieser wunderbaren Einrichtung.

Meine Glückwünsche gehen natürlich auch an alle diejenigen, die mit zu dem Gelingen beitragen: an die Hauptamtlichen, die Ehrenamtlichen, die Ehemaligen, die Zukünftigen.

Es ist eine großartige Einrichtung die wir mit dem Mittelhof in unserem Bezirk haben, und dazu erstmal meinen ganz herzlichen Dank an Sie.

Mit dem Mittelhof verbinden mich persönliche und berufliche Kontakte. Auf

60 Jahre kann ich dabei noch nicht zurückblicken, aber ein paar Jahrzehnte können es schon sein.

Ich beginne mit den persönlichen Kontakten. Meine Tochter ging vor über 20 Jahren hier nebenan in eine Kita des Mittelhof. Ich erinnere mich an eindrucksvolle Sommerfeste mit vielfältigen Darbietungen, eine Bauchtänzerin – damals keineswegs selbstverständlich - ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Das waren die ersten Kontakte, und sie waren durchweg positiv. Neben vielen anderen Veranstaltungen und Festen habe ich im Mittelhof vor einigen Jahren meine Silberhochzeit gefeiert. Es gibt also für mich eine sehr persönliche Verknüpfung mit dem Mittelhof.

Nun zum beruflichen: Im Jahr 2001 habe ich als Stadträtin für den Bezirk Steglitz-Zehlendorf die Abteilung Jugend, Gesundheit und Umwelt übernommen. Dabei konnte ich von Beginn an erleben, mit welch großem Engagement sich der Mittelhof auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen eingelassen hat. Ich habe erlebt, mit welcher Professionalität Sie Kinder- und Jugendarbeit gestalten. Sie bieten ein vielfältiges Angebot für alle Generationen. Sie machen Familienbildungsarbeit, kulturelle Arbeit, Altenarbeit, also das ganze breite Spektrum, für das eine erfolgreiche Nachbarschaftseinrichtung steht. Das ist beeindruckend und vor allem bereichernd für unseren Bezirk.

Und eines muss ich an dieser Stelle sagen: wenn vom Mittelhof die Rede ist, habe ich eine Person besonders vor Augen, und das ist die langjährige Geschäftsführerin Gisela Hübner. Sie, liebe Frau Hübner, sind seit vielen Jahren stimmberechtigtes Mitglied im Jugendhilfeausschuss, bei allen Gesprächen und Verhandlungen mit dem Mittelhof waren

und sind Sie die Gesprächspartnerin. Dadurch ist ein sehr intensiver Kontakt entstanden. Ich weiss, in welchem Maße sich der Mittelhof engagiert, offen ist für neue Ideen und eine Stütze in der fachlichen Diskussion im Jugendhilfeausschuss. Wir waren nicht immer einer Meinung, das wäre auch langweilig. Wir haben uns auseinandergesetzt, aber immer mit einer konstruktiven, offenen Herangehensweise, geleitet von der Frage, wie wir für die Bevölkerung in unserem Bezirk Positives erreichen können.

Die Sozialraumorientierung war in der Jugendarbeit in den letzten Jahren das beherrschende Thema. Sie haben als Nachbarschaftseinrichtung dabei von Anfang an mitgemacht, haben an unseren zahlreichen Arbeitsgruppen und Fachtagen teilgenommen, haben Runde Tische mit organisiert und die Entwicklung der Jugendarbeit vorangetrieben. Das war nicht immer einfach, zumal die Umstrukturierung des Jugendamtes nicht für alle von Anfang an durchschaubar war.

Dabei ist es typisch für den Mittelhof, immer vorneweg zu sein, wenn es darum geht Probleme anzupacken, neue Ideen aufzugreifen und neue Vorstellungen umzusetzen.

Das zeigt sich auch an unserem neuesten gemeinsamen Projekt: dem Mehrgenerationenhaus. Hier können wir Positives vermelden, es gibt eine Förderung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für die Errichtung eines Mehrgenerationenhauses in Zehlendorf. Der Mittelhof hat den Antrag gestellt, der Bezirk stellt das Gebäude, eine Jugendfreizeiteinrichtung, zur Verfügung und die Bürgerinnen und Bürger haben den Nutzen. Für Nachbarschaftseinrichtungen ist der Blick auf die Vielfältigkeit der Menschen ein originäres Thema. Unterschiedliche Nationalitäten, unterschiedliche Religionen, jung und alt, all das gemeinsam zu betrachten und zu sehen, wie es verbunden werden kann, damit alle etwas davon haben, das ist das gemeinsame Ziel.

Der Mittelhof ist – wie auch andere Nachbarschaftseinrichtungen – ein Partner, der für uns hier im Bezirk nicht mehr wegzudenken ist.

Wir brauchen diesen Partner, als Bezirk, als Land Berlin. Wir brauchen auch die Unterstützung derartiger Einrichtungen. Wir können nicht alles allein machen und wir wollen es auch nicht. Aber die gemeinsame Arbeit muss auf gleicher Augenhöhe in einem offenen, ehrlichen Miteinander stattfinden. Ich denke, das ist uns hier im Bezirk gut gelungen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Zusammenarbeit zwischen Mittelhof und Bezirk. Dafür noch einmal meinen herzlichen Dank!

Ich wünsche mir viele weitere Jahre der gemeinsamen Arbeit im Interesse der Kinder, Jugendlichen und Familien hier im Bezirk. Auf die nächsten 60 Jahre und für heute auf einen gelungenen Abend!

Grußwort zum Jubiläum

Dr. Herbert Scherer



Liebe Festgäste

Ich bringe Ihnen Grüße und Glückwünsche vom Verband – von den Mitgliedseinrichtungen nicht nur in Berlin sondern im ganzen Bundesgebiet, die den alten, den Nachbarschaftsheimen der ersten Stunde wie dem Mittelhof, als Ideengeber einiges zu verdanken haben.

Aber was ist das eigentlich für ein seltsames NACHBARSCHAFTSHEIM, dieser Mittelhof. Schon gleich bei seiner Gründung wurde der Mittelhof mit einem „Conference Center“ ausgestattet, das sich mit seinen Angeboten keineswegs nur an die NACHBARN als Publikum richten soll – dessen Aufgabe es vielmehr ausdrücklich sein sollte, Menschen aus der WEITEREN UMGEBUNG anzusprechen, vor allem aus sozialpädagogischen Arbeitsfeldern und aus der damaligen Sowjetischen Besatzungszone.

Wie sollen wir das verstehen? Es handelt sich hier um etwas sehr Wichtiges: Das Nachbarschaftsheim Mittelhof bekommt einen DOPPELTEN AUFTRAG in die Wiege gelegt: Zum einen soll es im unmittelbaren nachbarschaftlichen Umfeld dazu beitragen, Not zu lindern und die Lebensqualität zu verbessern – und das durch die Verwirklichung einer besonderen Art von Sozialarbeit. Und zum anderen soll es durch sein BEISPIEL wirken – und Impulse für die Weiterentwicklung, aber auch Umorientierung des GANZEN FELDES der sozialen Arbeit leisten.

Den Quäkern ging es nicht darum, eine Zehlendorfer Idylle zu schaffen, eine kleine heile Welt, die sich selbst genug ist – sondern einen Brückenkopf, einen Ausgangspunkt für weitere Entwicklungen – sie wollten einen Stein ins Wasser werfen, mit der Erwartung, dass das Beispiel Schule machen würde --- das Conference-Center fungiert in diesem Setting als Vervielfältigungswerkstatt.

Was aber sind die Besonderheiten dieser Sozialarbeit?

- Zum einen geht es um eine radikale praktische Kritik am alten Fürsorgewesen, in dem es Elemente gab, die als Einfallstor für die GLEICHSCHALTUNG in der Nazizeit wirken konnten
- das Prinzip: wenn du hilfsbedürftig bist, musst Du gehorchen – und auf einen Teil Deiner Menschenwürde verzichten – andere haben jetzt das Sagen
- außerdem: die sozialdarwinistische Trennung der Starken und der Schwachen.

Dagegen wurde gesetzt

- das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe – heute würde man sagen: die Orientierung an den Ressourcen, die der Hilfsbedürftige selber zur Lösung seiner Probleme mit einbringen kann: WERKSTÄTTEN statt WOHLTATEN, die auch abhängig machen können
- und die Gemeinschaftsbildung über Grenzen der eigenen Gruppe hinaus, Gemeinschaften, die nicht von allein entstehen, insbesondere die von Stärkeren und Schwächeren, damit sie Solidarität untereinander entwickeln können – das bedeutet im Kern das Knüpfen nachbarschaftlicher Netze.

Das scheint gewisse Ähnlichkeiten zu haben mit der Formel: FÖRDERN und FORDERN, unterscheidet sich aber doch grundlegend von einigen Aspekten der aktuellen HartzIV-Debatte. Insbesondere darin, dass die Quäker ein anderes Menschenbild haben und das zur Grundlage ihres Handelns machen.

Sie gehen nämlich nicht davon aus, dass der Mensch von Natur aus träge und/oder faul und/oder böse ist – und deswegen (wenn er schon Hilfeempfänger ist) zu Gegenleistungen GEZWUNGEN werden muss, sondern für die Quäker ist jeder Mensch im Kern gut – er verfügt über ein inneres Licht, das es herauszuarbeiten gilt, wenn es durch negative Erlebnisse und Ereignisse verdunkelt oder hinter Verkrustungen verschwunden ist.

Ohne eine solche Grundeinstellung wären die amerikanischen und britischen Quäker wohl kaum auf die Idee gekommen, mit offenen Händen und einem Vertrauensvorschuss in das Land zu gehen, das kurz zuvor noch Feindesland gewesen war. Aber die Quäker sind auch Realisten genug, um zu wissen, dass das alles kein Selbstläufer ist, dass es harte Arbeit bedeutet, an Einstellungsänderungen zu arbeiten – und dass es einer Gesamtstrategie bedarf, um diesen Einstellungen – flächendeckend – zum Durchbruch zu verhelfen.

Dem Mittelhof wird hier eine sehr wichtige Rolle zugeschrieben – er soll Vorbild und Keimzelle einer Entwicklung sein, die weit über seinen nachbarschaftlichen Einzugsbereich hinausgeht.

Für eine solche Funktion haben die Umsetzer des neuen Mehrgenerationenhaus-Programms der Bundesregierung ein schönes Bild gefunden: den LEUCHTTURM.

Das knüpft an das Bild vom inneren Licht an: ein Leuchtturm, in dem kein inneres Licht brennt, ist gänzlich unbrauchbar, aber einer, dessen Fenster geschlossen sind, kann zwar für den Leuchtturmwärter eine ganz nette Einrichtung sein, aber er hat keine positive Funktion für den Rest der Welt.

Wie das Leben so spielt – in gewisser Hinsicht ist der Mittelhof seinem doppelten Auftrag gerecht geworden, er hat in seiner 60jährigen Geschichte immer wieder Arbeitsfelder aufgetan und Ideen entwickelt, die für andere beispielgebend gewesen sind und auf der Philosophie beruhen, die die Gründer dieser Einrichtung mit auf den Weg gegeben haben.

Grußwort zum Jubiläum

Vier Beispiele

- Ambulante Maßnahmen
Anderer Umgang mit jugendlichen Straffälligen – die ausgestreckte Hand - Straffälligkeit als Ausdruck einer Krise begreifen – als Signal, das Intervention erfordert.
- Gemeinwesenarbeit
Rausgehen – Menschen in belasteten Wohngebieten aktiv in die Lösung der Probleme einbeziehen, nicht stellvertretend für sie sondern mit ihnen zusammen die Lebensqualität verbessern.
- Elterninitiativen (Kita)
Die Kinderbetreuung und Kindererziehung als Gemeinschaftsaufgabe von professionellen Fachleuten und Eltern sehen.
- Selbsthilfekontaktstelle
Die Idee der Hilfe zur Selbsthilfe durch geeignete Infrastruktur unterstützen.

In anderer Hinsicht gab es über die Jahrzehnte in Berlin und gibt es nach wie vor, wenn man sich das ganze Land, die Bundesrepublik betrachtet, viel zu tun – nämlich bei der flächendeckenden Verbreitung des MODELLs Nachbarschaftsheim, Bürgerhaus oder Stadtteilzentrum – d.h. der generationsübergreifenden multifunktionalen nachbarschaftsbezogenen Einrichtung, die sich auf freiwilliges bürgerschaftliches Engagement stützt und professionelle Dienstleistung mit sozialer Hilfestellung und Elementen positiver Freizeitgestaltung verbindet.

Die Einrichtungen, die heute über den Stadtteilzentrumsvertrag gefördert werden, haben gewissermaßen den doppelten Auftrag vom Mittelhof geerbt, auch sie sollen nicht nur in der unmittelbaren Nachbarschaft wirken (dann würde ihre Förderung ja ausschließlich in die bezirkliche Verantwortung fallen) sondern darüber hinaus im Sinne einer sozialpolitischen Zielsetzung der Landespolitik lebende gute Beispiele einer sozialen Infrastruktur geben:

- kostengünstig
- flexibel
- nutzerorientiert
- aktivierend.

Insbesondere bisher eindimensionale Einrichtungen wie Seniorentreffs, Jugendfreizeitstätten, Kindertagesstätten sollen sich öffnen, ihr Spektrum erweitern und Bürgern die Möglichkeit geben, sich vom Konsumenten zum Koproduzenten sozialer Angebote weiter zu entwickeln.

Für den Mittelhof gab es dann noch einmal ein Ereignis, das Stefan Zweig sicher als STERNSTUNDE bezeichnet hätte: Die Chance, den alten Auftrag (in Richtung OSTEN) noch einmal optimal zu erfüllen - das legendäre Ost-West-Treffen Anfang 1990 - Erziehung in beiden Teilen Berlins - in der Phase der Neuorientierung - Barbara Tennstedt und Gisela Hübner, die dies Treffen damals eingetütet haben, gebührt der Verdienst, nicht zurückgeschreckt zu sein, als aus der kleinen netten Idee eine Lawine wurde, als statt der erwarteten 15-20 Teilnehmer - mehr als Tausend kamen.

Vielleicht DIE Sternstunde des Mittelhof - Barbara Tennstedt beschreibt das in ihrem Beitrag auch mit einer gewissen Wehmut.

*„Das Fenster 1990, das aufgemacht wurde.
Ja, manches hätte besser kommen können.
Dass da Menschen kommen und für sich selbst entscheiden, was von
dem, was sie da sehen, für sie in Frage kommt - nützlich ist
Eine Utopie.
Es kam dann anders - vieles von dem, was es wert gewesen wäre,
freiwillig angenommen zu werden, wurde verordnet und damit eines Teils
seiner Kraft beraubt.“*

Das ist eben Realpolitik - und wahrscheinlich hätten wir die Zeit tatsächlich nicht gehabt, uns auf sehr viel längere Prozesse einzulassen - wir waren ja nicht in einem luftleeren Raum sondern an einer Grenzlinie, die die ganze Welt trennte - und für deren Aufrechterhaltung an die Zähne bewaffnete Bataillone bereit standen.

Aber diese Kultur, das ist für mich durchaus tröstlich und ermutigend, haben wir uns in unserem Verband bewahrt - gerade auch in der Phase, in der nach 1990 neue Einrichtungen im Ostteil der Stadt entstanden - und wir verwirklichen sie immer wieder neu.

Unsere Mitgliedseinrichtungen begegnen einander mit Respekt auf gleicher Augenhöhe, unabhängig von ihrer Größe - keine Belehrung, aber die Möglichkeit, aus Erfahrungen anderer zu lernen, dabei nicht nur die Fassade zu Gesicht zu bekommen sondern auch den Keller, auch die Statik, auch die Rumpelkammer, die Risse im Gebälk - hinter die Kulissen sehen, Betriebsgeheimnisse schnuppern. Dadurch ganz viel voneinander profitieren und wirklich etwas lernen. So begegnen wir auch all denen, die von außen kommen und sich guten Willens auf den Weg machen.

Dass wir das in unserem Verband leben, hat mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sehr viel mit dem Geist zu tun, der im Mittelhof HERRSCHT - und das im wahrsten Sinne des Wortes - er hat viel mit Gisela Hübner zu tun, die als Geschäftsführerin des Mittelhof dort das Erbe bewahrt und mehrt - und die als Vorsitzende der Berliner Landesgruppe unseres Verbandes dazu beiträgt, dass dieser Geist auch in unserem Verband lebendig ist.

Als Geschäftsführer des Verbandes bin ich ihr unterstellt und deswegen könnte es einen etwas seltsamen Beigeschmack haben, wenn ich mir erlauben würde, das zu tun, was ich sonst sicher täte - nämlich sie für diese Pflichterfüllung und ihr herausragendes Engagement zu loben. Aber Sie - als FREIE MENSCHEN - können das durch Ihren Beifall für Gisela Hübner tun.

Grußwort zum Jubiläum

Prof. Barbara John



*Liebe Frau Senatorin,
liebe Frau Hübner, vor allen Dingen
liebe Nutzerinnen und Nutzer, liebe
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, liebe
Fans des Mittelhof,*

nach diesen wundervollen Einlagen kann man nicht einfach eine ernste Rede halten. Deshalb singe ich jetzt hier noch einmal, das wird jämmerlich (sie lacht), aber das müssen Sie jetzt aushalten: Frau Schmidt, Frau Schmidt, die macht uns alle fit...

Als erstes möchte ich Frau Hübner und ihrem Team einen paritätischen Glückwunsch überbringen. Sie waren das 18. Mitglied in unserem Verband, und zwar 1951, jetzt sind wir ja weit über 600, aber wir haben ja auch das Jahr 2007. Also Sie sehen Ihr Beispiel hat Schule gemacht, und wenn man wie ich, meine Damen und Herren, zur Gruppe der 60 PLUS gehört,

dann kann man die Arbeit dieser Institution auch sehr persönlich würdigen, denn ich bin ja Berlinerin und weiß, dass die Berliner es in den letzten 60 Jahren nicht immer leicht hatten und dass es an Sicherheit und Geborgenheit auch aus vielen politischen Gründen durchaus einen Mangel gab.

Wenn man ihr Veranstaltungsprogramm durchliest, dann spiegelt es über die Jahrzehnte auch den Weg, den die Stadt genommen hat sehr anschaulich und konkret, allerdings nicht aus der Perspektive der Politik. Nicht wie die Medien das betrachtet haben und nicht aus einzelnen Biographien, sondern aus dem Blickwinkel der Bewohnerinnen und Bewohner dieses Bezirkes und dieser Stadt, die gemeinsam Halt und Anregung, Unterstützung, Unterhaltung suchen und zwar nicht für sich allein, sondern gemeinsam leben – Nachbarschaft und Sie und Ihre Vorgänger haben das getragen und organisiert. Dafür einen ganz herzlichen Dank.

Der Mittelhof blieb nicht verschont, nicht von den Freudenfeuern, der Wiedervereinigung und der daraus resultierenden Arbeit, die Sie übernommen haben, aber auch nicht von den Herausforderungen, die unsere Stadt davor zu bestehen hatte. Das war zum einen die Selbsthilfeherausforderung in den 70er und 80er Jahren, dann die große Einwanderung in den 90er Jahren, die bis in die jetzigen Jahre reicht und nun auch die Fragen und Krisen, die wir in den Familien, in der Jugend spüren. Und auf die Sie auf ganz wundervolle Weise eingehen, - wir haben es ja mit diesen aktiven und begeisterten Kindern und auch mit dem Orchester der Droste-Hülshoff-Schule erlebt.

Die Entwicklungen in Berlin gingen alle an, aber nicht alle haben die Veränderungen, die diese Stadt durchlaufen hat mit dieser Änderungsbereitschaft und mit der Inspiration gemeistert, wie sie das getan haben.

Wie ist das nun zu erklären – wo liegt das Geheimnis des Mittelhof? Denn da gibt es ein Geheimnis.

Liegt es nur an ihrer agilen und sehr guten Geschäftsführung über die vielen Jahre? Natürlich liegt es auch daran. Ich bin aber überzeugt, dass es noch einen anderen Grund geben muss. Der Mittelhof ist eine Einrichtung von Bürgern für Bürger. Hier wurde und wird das getan, was Menschen brauchen, was Nachbarn brauchen, nicht was von oben befohlen oder angeregt wird, sondern hier wird selber gesucht: „Talent, Talent“ und „Mut tut gut“ – Sie haben es gehört – den Rat aus dem Programm des Mittelhof.

Ein paar Beispiele: Kinder brauchen Märchen, das wissen wir von dem großartigen Buch Bruno Bettelheims - die Mittelhof-Kinder bekommen Märchen erzählt. Ältere brauchen Bewegung: Die Antwort ist Wandern, Tanz, Gymnastik und vieles andere. Jugendliche wollen mit ihresgleichen sein, wollen Anerkennung haben, wollen sich ausprobieren, wollen Widerstand spüren: Also gibt es eine Band, gibt es Jugendkultur und vieles andere. Und nichts passiert isoliert, sondern alles kommt dann wieder auch bei ihnen zusammen.

Es ist mit Sicherheit ein Stück dieser angelsächsischen, dieser amerikanischen Zuversicht, dieser Hilfsbereitschaft, dieser bürgerlichen Selbstverantwortung, die den Mittelhof gegründet hat und die heute weiterhin in ihnen ganz lebendig in den 60 Jahren geblieben ist.

Es ist ein Geist, den ich sehr schätze und den ich für wichtig halte. Nicht nur für den Mittelhof, sondern für alle Nachbarschaftsheime in Berlin. Herr Zinner hat es in seinem Beitrag, den ich schon lesen konnte, herausgestellt.

Liebe Frau Hübner, liebe Frau Alberding, liebe Mittelhofer, Kleine und Große, Ältere und ganz Junge. Berlin ist nicht nur die größte Stadt in Deutschland – ich bin überzeugt davon und ich erlebe es eigentlich täglich – Berlin ist auch die freieste Stadt in Deutschland. Aber ein Leben in Freiheit braucht Bürger, die gleichzeitig gelassen sind, aber auch wach sind, die beobachten, die Maßstäbe entwickeln, mit denen sie ihr Leben gestalten und auch das Leben anderer, die geben können und die auch nehmen können. Das lernt man heute nicht mehr allein in den Familien. Man lernt es auch nicht von den politischen Parteien, das wissen wir, besonders diejenigen, die Erfahrungen haben mit der Parteiarbeit. Und schon gar nicht lernen wir es durch das Vorbild einer großen Verwaltung, die sich öffentlicher Dienst nennt, aber oft wie die öffentliche Herrschaft agiert. Ich kenne aber, meine Damen und Herren, einen Ort, wo man es lernt, ich brauche ihn nicht zu nennen, denn wir sind heute hier, um diesen Ort zu feiern.

Grußwort zum Jubiläum

Heidi Knoke-Werner



Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich möchte mich herzlich bedanken, dass Sie mich dafür gelobt haben, weil ich am Freitag Abend nach Zehlendorf herausgefahren bin, aber ich muss Ihnen ein Geheimnis verraten: Sie haben mich daran erinnert, dass ich unbedingt einmal den Mittelhof aufsuchen muss. Aber so etwa bis vor zwei Stunden wusste ich ganz genau, dass ich den 60. Geburtstag mit dem Mittelhof zusammen feiern würde, aber ich habe erst im Auto auf dem Weg hierher mitbekommen, dass die Veranstaltung nicht im Mittelhof selbst stattfindet, sondern in Ihrem schönen Rathaus hier.

Das entlässt mich jetzt nicht aus der Pflicht, auch den Mittelhof selber zu besuchen, was ich auch gern tun will, umso

mehr tun will, nach all dem, was ich heute hier schon über den Mittelhof gehört habe.

Lassen Sie mich an dieser Stelle noch ein weiteres kleines Geheimnis sagen: Ich bin total unmusikalisch und kann überhaupt nicht singen. Ich habe heute aber tapfer mitgesungen, das kann nur einen Grund haben, nämlich die unglaublich motivierende Art Ihrer Chorleiterin.

Menschen wie diese Chorleiterin, wie Frau Hübner, wie Frau Alberding und viele andere, die offensichtlich das Geschick haben, andere mitzureißen, Neues zu entwickeln, Neues zu entdecken, Neues zu tun, um dem Mittelhof weiterhin die Rolle zu erhalten und auch in Zukunft zu sichern, die der Mittelhof in den ganzen 60 Jahren inne hat: Ein Zentrum des sozialen Miteinanders und des Gemeinsinns. Dazu möchte ich Ihnen ganz herzlich gratulieren. Allen anderen, die daran mitgewirkt haben selbstverständlich auch, weil ich genau weiß, es gehören ganz viele Menschen dazu, um diese Leistung zu erbringen.

Ich will einfach die Gelegenheit nutzen, heute Dank zu sagen, Dank zu sagen für das, was hier in den letzten 60 Jahren aufgebaut worden ist. Dank insbesondere auch den vielen, vielen Ehrenamtlichen, die den Mittelhof unterstützt und Vieles eingebracht haben, was sicherlich am Mittelhof nicht getan worden wäre, wenn es die viele ehrenamtliche Arbeit nicht gäbe. Und in diesem Zusammenhang lassen Sie mich noch aus gegebenem Anlass eine Bemerkung machen: Ich jedenfalls möchte, dass auch Hartz IV Empfänger, dass auch arbeitslose Menschen ehrenamtlich tätig sind.

Weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass das häufig die einzige Chance ist, die ihnen ihre Würde zurück gibt, die ihnen das Gefühl gibt, gebraucht zu werden und ihnen die

Chance öffnet, gesellschaftlich teilzuhaben und mit zu gestalten. Deshalb ist es wichtig, dass wir auch sie in die ehrenamtliche Arbeit einbeziehen. Gerade die Stadtteilzentren und Nachbarschaftshäuser sind ja zu den Orten geworden, wo bürgerschaftliches Engagement, ehrenamtliche Arbeit gepflegt und gefördert wird. Und das finde ich großartig, weil das natürlich dazu beiträgt, dass unsere Stadt, die sozialen Netze in unserer Stadt enger geknüpft werden können und ungeheuer viel geleistet wird von Bürgern für Bürger – Frau Professor John hat es gerade schon gesagt – auch ein wichtiger Grundpfeiler für die Arbeit des Mittelhof in den letzten Jahren.

Ich bin Herbert Scherer wirklich sehr dankbar für vieles Grundsätzliche und Konzeptionelle, was Sie heute zur Arbeit der Stadtteilzentren und Nachbarschaftsheime in Berlin und zur Arbeit der Selbsthilfe im Zusammenhang mit den Stadtteilzentren gesagt haben. Ich teile es vollständig. Ich glaube, es hat hier auch in den letzten Jahrzehnten unendlich große Veränderungen gegeben und die konnte es geben, weil Menschen in diesen Einrichtungen gewirkt haben, die die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannten und sie ernst genommen haben und viel Kreativität, Phantasie und Energie aufbrachten, um den aktuellen Herausforderungen, den gesellschaftlichen Entwicklungen gerecht zu werden und ganz viele andere zu motivieren, sich selber mit einzuschalten, aktiv mit zu gestalten und Selbsthilfestrukturen zu stabilisieren.

Die Stadtteilzentren und die Nachbarschaftsheime sind dabei die wichtigsten Knotenpunkte, gut verteilt über unsere ganze Stadt, die das soziale Netzwerk in ganz besonderer Weise befördern. Auch dafür möchte ich heute Dank sagen.

Ich weiß, dass die Bedingungen gerade in den letzten Jahren nicht immer einfach waren. Die Ressourcen waren knapp, teilweise sind sie knapper geworden. Deshalb bin ich heute eher in der glücklichen Lage zu sagen – wir sind mitten in den Haushaltsberatungen, wo wir erstmals nicht vorrangig über Einsparvorhaben reden müssen – sondern wir können stabilisieren und weiterentwickeln und wir haben für die nächsten Jahre die gute Chance in das Förderprogramm des europäischen Regionalfonds aufgenommen zu werden, so dass wir neue Spielräume für den Ausbau der Nachbarschaftsarbeit gewonnen haben. Vor allem wird es darum gehen, das bürgerschaftliche Engagement als unverzichtbaren Grundpfeiler der Stadtteilzentren weiter zu fördern. Mit dem neuen Stadtteilzentrenvertrag sichern wir Bewährtes und schaffen den Rahmen für innovative Arbeit und dafür, neue Ideen umzusetzen.

Offene Häuser, offene Räume sollen es sein für Menschen, die Hilfe und Rat suchen, die andere Menschen brauchen, um gemeinsam mit ihnen ihr Leben zu gestalten.

Dafür wünsche ich Ihnen weiter viel Erfolg und eine gute Zukunft.

60 Jahre Mittelhof eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums

*mit Prof. Dr. C. Wolfgang Müller
und Dr. Detlef Horn-Wagner*



Prolog

Wir stehen vor dem großen hellgrauen Haus. Keine mitreißende Architektur. Zweckbau der sechziger Jahre. Kostensparend und laut. Noch keine Schnörkel und Säulenornamente. Reine Putzfassade.

„Da drüben ist mein Arbeitsplatz“ sage ich.

„Mein Beileid“ sagt er.

„Ach, drinnen ist es gar nicht so übel. Lange Flure. Bürozimmer mit einem Schreibtisch oder auch mal zweien. Besucherecke mit Topfpflanzen. Schreibpool. Diktiergeräte. Gute neue Telefonanlage. Kleine Fachbibliothek mit Gesetzes-Sammlungen. Kantine.“

„Aha“ sagt er, „Öffentlicher Dienst“.

„Wir haben Gleitzeit“ sage ich. „Die Sekretärinnen kommen früh. Die Sachbearbeiter kommen später. Sie haben häufig noch am Abend zu tun, und vor zehn läuft bei uns sowieso nichts.“

„Sag ich doch“ sagt er. „Öffentlicher Dienst“ ¹ (MÜLLER 1994,9)

Wir gehen also hinein:

Lange Flure. Türen rechts und links, moderne Steckschilder für Namen und Stellenzeichen, die Namen kleiner. Neon-Licht, die Wände in „verwaltungsbeige“, Steintreppen, auf dem Boden pflegeleichtes Linoleum. Es hallt.

„Abweisend“ sagt er.

„Behörde“ sage ich. „War schon immer so.“

„Solltet ihr schleunigst ändern“ sagt er, „kommt nicht so gut.“

„Wir arbeiten daran“ sage ich.

Rechts hinter dem Glaskasten des misstrauischen und gleichermaßen desinteressierten Pförtners erweitert sich der Gang zu einer kleinen Halle. Eine Art Galerie: An den Wänden verschiedene Porträts, einige „in Öl“, andere als größere Photographien in schmalen Messingrahmen.

In der hinteren Ecke ein streng blickender Herr in dunklem Tuch, steifer Hut, Vollbart. Der Armenvogt.

Links von ihm eine jüngere Frau, hochgeschlossenes Kleid, Schürze, die Haare glatt nach hinten gekämmt. Die Kindergärtnerin.

Gegenüber der Tür zwei Bürgerfrauen des endenden 19. Jahrhunderts, ihnen zur Seite ein paar „Wandervogel“-bewegte junge Männer, Kniebundhosen, Wanderstiefel, Klampfe.

In der Ecke eine ältliche Dame im grauen Kostüm, das Haar als Knoten, Lodenmantel. Die Fürsorgerin.

Rechts davon eine resolut wirkende Dame, weiße Bluse, dauergewelltes, schon ergrautes Haar. Eine SPD- und Frauenrechtskämpferin.

Gegenüber ein Herr im altmodischen aber korrekten Anzug, Krawatte. Der Beamte des Innendienstes.

Neben der Tür ein „Berufsjugendlicher“ mit Lederjacke, Rauschebart, Nickelbrille und Palästinenser-Tuch, am Fenster eine junge Frau, unauffällig, lila Latzhose ...

„Wer sind die denn?“ fragt er entgeistert.

„Die Väter und Mütter“ sage ich, „die Institutionen und Bewegungen der Sozialen Arbeit haben viele Väter und Mütter.“

„Und der da?“ Er zeigt auf ein „Braunhemd“. Parteiabzeichen, Ehrennadel der „NSV“.

„Die Nazis“ sage ich, „damals war so gut wie alles gleichgeschaltet.“

„Hab‘ ich noch gar nicht“, er zeigt auf die Nadel der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“.

„War auch nicht so begehrt damals“ sage ich. „Die Nazis hatten es nicht so mit den Schwächeren.“

„Kenn‘ ich“ sagt er, „war später bei uns in Cottbus auch so.“

„Fehlen noch’n paar Bilder, nicht?“ Er grinst.

„Sicher“ sage ich, „manche sind schon wieder abgehängt, manches ist noch so nah, dass es noch nicht Geschichte sein kann.“

„Ganz schönes Gruselkabinett“ sagt er.

„Auf viele dieser Väter und Mütter dürfen wir sehr stolz sein“ widerspreche ich. „Es sind viele mutige Frauen und Männer darunter, viele haben ihre Gesundheit in diesem Beruf gelassen, manche auch ihr Leben.“

„Allerdings“ füge ich hinzu, „bei einigen müssen wir uns auch schämen.“ ² (HORN-WAGNER, 1995, 48)

„Und die da?“ Er zeigt auf eine amerikanische Quäkerin im Arm eines Sheriffs und wirkt ganz begeistert. „Habt Ihr hier auch Wildwest gespielt?“

„Na, ja“, räume ich ein, „das ist ein bisschen Marketing: Grace Kelly als Quäkerin im Filmklassiker Highnoon.“

„Und wozu?“, fragt er.

„Die Quäker haben seit über 400 Jahren, gemessen an ihrer vergleichsweise geringen Zahl weltweit überaus erfolgreich und engagiert in vielen gesellschaftlichen und sozialen Bereichen gewirkt. Hier um die Ecke z.B. haben sie vor 60 Jahren ein Nachbarschaftsheim sozusagen aus der Taufe gehoben, das heute noch existiert. Das wollten wir herausstellen

*60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums*

und würdigen, denn darauf können wir wirklich stolz sein. Soll ich es Dir mal zeigen?“
„Ja, gerne.“
„Na dann los!“
Wir gehen ins Café.

Prof. Dr. C. Wolfgang Müller (im folgenden CW) Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Kollegen, liebe Nachbarn, liebe Gäste. Wir möchten zwischen Büfett und Klezmer einen Dialog zwischen früher und heute, alt und jung, drinnen und draußen führen.

Wir möchten den 60. Geburtstag des Nachbarschaftsheim Mittelhof feiern und dabei innehalten und der Zeiten gedenken, als Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit noch nicht in die moderne Vokabel „Sozialraum“ übersetzt worden oder mit dem Makel des nationalsozialistischen Luftschutzwartes oder des realsozialistischen Hausvertrauensmanns in Einklang gebracht worden war.

Dr. Detlef Horn-Wagner (im folgenden HW) Wir stehen hier oben zu zweit, weil wir unterschiedliche Perspektiven auf den Mittelhof verkörpern: Wolfgang Müller als Experte für die Entwicklung der Sozialen Arbeit und als Zeitzeuge, ich als kritisch - wohlwollender Beobachter der Entwicklung sozialer Institutionen und auch der Wellenbewegungen, die es dabei gegeben hat. Vieles wiederholt sich halt. Heißt es heute „Sozialraumbezug“, verstanden wir früher darunter „Gemeinwesenarbeit“ oder eben „Nachbarschaftshilfe“.

CW Beide haben wir einen persönlichen Bezug zum Mittelhof: Meine Tochter ist in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts nebenan in den Kinderladen und hier in den Hort gegangen und hat sehr positive Erinnerungen an die Kinder, mit denen gemeinsam sie hier viele Sachen gemacht hat, die ihr geholfen haben, erwachsen zu werden. Detlef Horn-Wagner hat 1973 um die Ecke sein Abitur gebaut und kennt den Mittelhof aus einer eher „jugendlichen“ Perspektive.

HW Beide sind wir immer noch und immer wieder menschlich mit dem Mittelhof verbunden: Viele der Beteiligten sind uns persönlich seit Jahren gut bekannt und vertraut.

Unser kleiner „Event“ hier oben auf dieser Bühne hat ein Motto. Wir widerlegen nämlich G. C. Lichtenberg, der um 1780 gesagt hat: „Die Welt wäre glücklicher, wenn sich ein jedweder um die Dinge der anderen so wenig bekümmern würde, wie um seine eigenen.“ Falsch. Die Welt wäre glücklicher, wenn sich ein jedweder auch um die Dinge der anderen so bekümmern würde, wie er sich wünschte, dass die anderen sich auch um ihn bekümmerten.

Der Mittelhof beweist seit 60 Jahren, dass eine so verstandene Nachbarschaft funktioniert und die Welt in Steglitz und Zehlendorf damit ein Stück glücklicher geworden ist.

CW Davon bin ich und sind wir wohl alle hier überzeugt!

HW Dich wird als Historiker, lieber Wolfgang freuen, wenn ich Dich wissen lasse, dass Forscher der Washington University in St. Louis (Missouri) 2006 den in der Gehirnforschung schon länger vermuteten Zusammenhang nachweisen konnten, dass Vergangenheit und Zukunft im Gehirn etwas miteinander zu tun haben. Mehr noch: Jegliche Zukunftsplanung, so die Forscher, sei eng mit der Erinnerung an die Vergangenheit verbunden. Kleine Kinder etwa, die noch kein gedankliches Konzept für „letzte Woche“ haben (können), können auch noch keine Vorstellung von „nächsten Dienstag gehe ich zum Kindergeburtstag“ entwickeln.

Das Gehirn verarbeitet also offenbar die Zukunft immer auch vor dem Hintergrund der von ihm gespeicherten Vergangenheit. Das zeigt sich u.a. auch daran, dass Personen mit Gedächtnisverlust (Amnesie) deutliche Schwächen bei der Planung zukünftiger Handlungen zeigen. Die mit Hilfe eines Magnetresonanztomographen (MRT) durchgeführten Untersuchungen haben gezeigt, dass die Gehirnregionen, die die tatsächliche „eigene Vergangenheit“, und jene, die die „eigene Zukunft“ verarbeiteten, absolut dieselben waren. Daraus leiteten die Forscher ab, dass der Mensch ständig Bilder und Begriffe aus seiner persönlichen Vergangenheit benutzt, um die persönliche Zukunft zu planen. Das ist der Grund, warum wir beide hier oben stehen und uns über die Geschichte des Mittelhof unterhalten wollen. Denn wir glauben, dass aus der Geschichte auch der Weg in die Zukunft deutlich werden kann und wird.

CW Das erinnert mich an die folgenden zwei Zitate, die etwas ganz ähnliches aussagen:

„Riesen“, so der Wirtschaftsnobelpreisträger und Kommunikationsexperte ROBERT K. MERTON, „sind letztlich Zwerge, die auf den Schultern der anderen stehen.“ Und MACHIAVELLI glaubt: „Wer die Zukunft voraussehen wolle, müsse in die Vergangenheit blicken, denn alle Dinge auf Erden haben jederzeit Ähnlichkeit mit dem Vergangenen gehabt.“

HW Ich darf Dich daran erinnern, dass GEORGES SANTAYANA überdies mahnt, dass jene, die sich nicht der Vergangenheit erinnern, dazu verurteilt sind, sie zu wiederholen.

CW Das muss im Fall der Nachbarschaftsheime kein Nachteil sein, finde ich!

HW Eben, denn die Fakten sind gerade für den Mittelhof beeindruckend:

20 Standorte, drei Nachbarschaftshäuser (Königstraße, Folke - Bernadotte, Lilienthal), ein Mehrgenerationenhaus als Modellprojekt, 14 Kitas, drei Schulkooperationen, 100 Gruppen im Hause, unzählige Angebote für ständige Gruppen, für Einzelne, für Kurse, für „Ungebundene“, tausende Besucher im Jahr ...

Dazu: Kooperationen und Vernetzungen mit der Freiwilligenagentur, mit Wohlfahrtsverbänden, dem Sozialamt, dem Präventionsbeirat, Teilnahme an Runden Tischen, AGs nach § 78 SGB VIII (KJHG), Projekt - Werkstätten, Konzeptgruppen, Kooperationen mit anderen Nachbarschaftsheimen, Knüpfen Paritätischer Netze etc. etc.

*60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums*

CW Die frühen Nachbarschaftsheime der Quäker - die auf „settlements“ englischer und amerikanischer Reformpädagogen zurückgehen - waren herausragender Ausdruck einer „Hilfe zur Selbsthilfe“, die insbesondere in Großbritannien und den USA die damals (noch) nicht vorhandene sozialstaatliche Unterstützungstätigkeit in individuellen und gesellschaftlichen Krisensituationen ersetzen sollte. Sie sollten vor allem in den Einwanderungszentren Nordamerikas helfen, die zahllosen Immigranten mit den alltäglichen Erfordernissen des neuen Landes, mit dessen Sprache, mit seinen Gewohnheiten, Ritualen und Gesetzen vertraut zu machen, dabei aber auch die Wurzeln zu pflegen, die in den Herkunftsländern der Einwanderer lagen. Die „Nachbarschaft“ war neben der Familie der eigentliche Kraftquell bei der Entwicklung Nordamerikas zu einem mehr oder weniger einheitlichen „Staat“.

Im September 1946 besuchte Dr. Hertha Kraus aus Philadelphia die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge am Frankfurter Schaumainkai 35. Sie kam als Abgesandte der amerikanischen Quäker, um die Gründung von Nachbarschaftsheimen dieser angloamerikanischen und pazifistischen Glaubensgemeinschaft in dicht besiedelten Arbeiterwohnquartieren vorzubereiten. Außerdem schwebte den Quäkern vor, in den Westzonen Deutschlands zwei oder drei Konferenzhäuser einzurichten, in denen „Fürsorgetagungen und Konferenzen sowie Freizeiten und Nachschulungskurse für Sozialarbeiter abgehalten werden können. Auch diese Heime sollen von Quäkern betrieben und geleitet werden.“ Hertha Kraus war mit den deutschen Verhältnissen gut vertraut. 1897 in Prag geboren hatte sie in Frankfurt am Main studiert und war 1919 mit einer Arbeit „über Aufgaben und Wege der Jugendfürsorgestatistik“ zum Dr. rer. pol. promoviert worden. Bis zum 30. November 1933 war sie die mit 26 Jahren (bei ihrer Ernennung) jüngste deutsche Stadtdirektorin und Leiterin des Wohlfahrtsamtes der Stadt Köln gewesen und hatte sich insbesondere um die Entwicklung des Anstaltswesens für Erwachsene gekümmert. Nach der Verdrängung aus ihrem Amt durch die Nationalsozialisten war sie in die Vereinigten Staaten emigriert und war zur Zeit ihres ersten Deutschlandbesuches Professorin für Social Economy and Social Research am Bryn Mawr College in Philadelphia.

Hertha Kraus fand das deutsche Fürsorgewesen - bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten hoch entwickelt und international anerkannt - in einem verzweifelten Zustand vor. Das System der Sozialversicherung war mit dem politischen und militärischen Zusammenbruch des 3. Reiches zusammengebrochen und trug eine Schuldenlast von 16,5 Mrd. Reichsmark, der Reichsstock der Arbeitslosenversicherung war durch die Alliierten gesperrt, ein Fünftel der Gesamtbevölkerung lag im ursprünglichen Sinne dieses Wortes auf der Straße. Flüchtlinge, Ausgebombte und Evakuierte mussten auf ihren wochen- und monatelangen Transporten gepflegt werden, sie mussten in den vom Krieg verschonten landwirtschaftlich genutzten Gebieten des Reiches untergebracht werden, ihr Lebensbedarf musste durch die Beschlagnahme von Wohnraum und von Kleidung, Schuhwerk und Hausgerät gesichert werden und sie mussten mittelfristig eine neue Arbeits- und Lebensgrundlage erhalten. Diese unmittelbaren Kriegsfolgen trafen vor allem die Landgemeinden, deren Bevölkerung in den ersten beiden Nachkriegsjahren um 30 Prozent zunahm, während die großen Städte einen Teil ihrer Bewohner durch Evakuierungen und Bomben verloren hatten. Sozial- und Wohnungsämter litten unter einer kaum vorstellbaren Personalnot. Nahezu alle männlichen Fürsorger waren zum Kriegsdienst

eingezogen worden oder mussten wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer nationalsozialistischen Organisation den Dienst quittieren. Über das Ausmaß dieser frühen Entnazifizierungsphase gibt es widersprüchliche Angaben. Es liegen Aussagen von Zeitzeugen vor, denen zufolge nur wenige nationalsozialistische Fürsorger von sich aus ausschieden. Andere Gewährsleute konstatieren, dass „zunächst...eine große Reihe eingearbeiteter Sachbearbeiter ausgeschieden (sei); sie konnten nicht überall durch Kräfte ersetzt werden, die über alle Voraussetzungen für die behördliche Arbeit verfügten“.

Hilfe, Erziehung („social learning“) und Geselligkeit („social life“) sollten standortbezogen angeboten und gegeben werden. Lokale Eliten sollten identifiziert, gefördert und qualifiziert werden. Der ganze Kiez sollte sich im Nachbarschaftsheim wiederfinden. Die Urbanstrasse hat gerade den Bundespreis „Netzwerk Nachbarschaft“ erhalten.

HW Das klingt in der Tat wie der Stein der Weisen, man staunt, dass der Gedanke der sozialraum- bzw. kiezorientierten Nachbarschaftshilfe nicht viel mehr aufgegriffen wurde und wird. Du erlaubst, dass ich dennoch und gerade auch an einem solchen Abend einige kritische Töne zum Konzept und zur Modernität des Ansatzes der Sozialraumorientierung anschlage und mich dabei selbst zitiere.

CW So kennen wir Dich.

HW Die Befürworter einer sozialräumlichen Orientierung z.B. der Jugendhilfe in Berlin führen ins Feld, dass dadurch „passgenaue, flexible, möglichst wohnortnahe“ Hilfe für die betroffenen Kinder, Jugendliche und deren Familien ermöglicht werden. Sie sagen, dass, wenn ein Mensch, „groß oder klein“ (Jugendamt Tempelhof - Schöneberg) Unterstützung oder Beratung braucht, er sie am besten dort erhalten sollte, wo er sich „normalerweise aufhält, in seinem sozialen Raum nämlich.“ (ebd.)

Gegen diese Argumentation ist im Grundsatz nichts einzuwenden; im Gegenteil haben sich in den letzten vierzig Jahren Sozialer Arbeit immer wieder (Stichwort: „Gemeinwesenarbeit“) die unbestreitbaren Vorzüge einer wohnortnahen und „kiez“-verbundenen Organisation von (flexibler) Hilfe erwiesen. Mehr noch, Soziale Arbeit hat ihre Wurzeln in dieser Form der - auch selbstaktivierenden (Stichwort: „Hilfe zur Selbsthilfe“) - Hilfe, wenngleich eher in England und in den USA als in Deutschland oder Frankreich.

Dagegen ließe sich allenfalls einwenden, dass für einen gewissen Prozentsatz der Klientel der Sozialraum eben kein guter Nährboden war und ist und sie ihn deshalb so schnell wie möglich verlassen sollten. Dagegen ließe sich auch einwenden, dass Nachbarschaft immer „dann nicht funktioniert, wenn sie verordnet“ wird (ein Zitat von Dir, lieber WOLFGANG!) und es ließe sich einwenden, dass die Mehrheit der Klienten kein allzu großes Interesse an der Hilfestellung durch die Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung haben, die mit Hilfe ihres vordergründigen Altruismus, subtile Formen der Abwertung und Entwürdigung entwickeln, um sich lediglich selbst aufzuwerten. Aber diese Argumente (und einige andere) sind bekannt und da es bei der Diskussion um die Sozialraumorientierung in Berlin (bislang jedenfalls noch) nicht dogmatisch zugeht und auch andere Hilfskonzepte „zugelassen“ sind, will ich es damit bewenden lassen.

*60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums*

Sozialraumorientierung schließt als „Arbeitsprinzip“ (!) an eine (gute) Idee ausdrücklich an, die davon ausgeht, dass der „Anlass“, der „erste Kontakt“ mit den staatlichen Institutionen Öffentlicher Jugendhilfe genau dann nicht zu einem (teuren!) „Fall“ wird, wenn die vorhandenen Ressourcen beim Klienten, in seinem unmittelbaren (familiären oder kommunikativen) Umfeld oder eben in seinem Sozialraum erschlossen werden können. Die „Zunft“ geht dabei nach wie vor davon aus, dass dieses „Erschließen“ mehr oder minder professioneller Unterstützung bedarf, damit die Veränderungen auch nachhaltig wirken (Stichwort: Nachhaltigkeit Sozialer Arbeit und Wirksamkeitsdialog).

Ich kann nur nicht erkennen, was daran substantiell „neu“ sein soll? Du?

CW Nein.

HW Vielleicht geht es heut weniger um Partizipation, eher um Konsum, um Abnahme, um Teilhabe? Was denkst Du?

CW Das Lehnwort „Partizipation“ hat ja eine merkwürdige Karriere in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht. Früher haben wir von „Selbstbestimmung“ (und von „Selbsthilfe“) gesprochen und haben das „Selbst“ aus den „Emanzipationsbestrebungen“ des „Ich“ von „fremder Herrschaft“ hergeleitet. Habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen. Das forderte der Mann aus Königsberg. Im Laufe der Zeit wurde das „selbst“ zum „mit“ und die Bestimmung über das Ganze zur „Teilhabe“ an einigen zugestandenen Teilen. Die alten Nachbarschaftsheime gingen noch stolz von der Selbstbestimmung ihrer aktiven Mitglieder über das Wohl und Wehe ihres Hauses aus. Der Tätigkeitsbericht des Nachbarschaftsheim Mittelhof aus dem Jahre 1948 nennt 104 Namen von tätigen und bestimmenden ehrenamtlichen Mitgliedern. Sie arbeiteten im Verein, im Arbeitsausschuss, im Personalausschuss, im Finanzausschuss, in der Sozial- und Kinderarbeit, beim Aufbau des Konferenzentrums aktiv mit und gestalteten im „Jugendrat“ die Jugendarbeit nahezu selbständig. Wer mitmachen wollte, der war willkommen. Keine sollte zurückgewiesen, keiner sollte herausgebissen werden.

Damals gab es noch nicht die Vorstellung von einer professionellen Dienstleistung, die von Profis jenen „Nutzern“ angeboten wurde, die man heute „Kunden“ nennt. Betriebswirtschaftliches Denken lag meilenweit von uns weg. Wir kannten es nicht. Und wenn wir es gekannt hätten, hätten wir es nicht gemocht.

HW Es ging um den Menschen, ich verstehe, weniger wie heute (immer mehr) um den sog. „Kunden“. Wobei mit dem Kundenbegriff überaus inflationär in der Sozialen Arbeit umgegangen wird. Ich bin nicht ganz sicher, ob die Philosophie, die dahinter steckt, die Realität Sozialer Arbeit immer trifft.

Für die Amerikaner ist ein Kunde ein Kunde nur dann, wenn er hat: „Voice“ (also sich Gehör verschaffen kann), „Exit“ (also den Kontext jederzeit verlassen kann) und „Money“ (also die „Ware“ bezahlt). Das kennen wir ja auch: Wer die Musik bestimmt, bezahlt, und wer bezahlt, darf auch die Musik bestimmen. Wir Deutschen sind natürlich tiefergründiger in der Differenzierung des Kundenbegriffs: Bei uns muss der „Kunde“ auch noch „kundig“ sein und „profitieren“ können.

Angesichts der komplizierten Dreiecks-Finanzierungsmodelle in Deutschland - und davon ist ja auch der Mittelhof nicht ausgenommen - bin ich eben skeptisch, ob so gesehen der Kundenbegriff immer der Weisheit letzter Schluss ist.

Immerhin: Die Angebote sprechen dafür, dass im Mittelhof ein überaus hohes Maß an Kundenorientierung diese Frage zugunsten des Kundenbegriffs entscheidet.

Wenn Du willst, lieber Wolfgang, kannst Du Dich hier selbst verwirklichen: Vom „Autogenen Training“ bis zur „Zen-Meditation“ ist alles dabei.

Wie war es denn zu den Anfängen?

CW Selbstverwirklichung war für uns weder ein umgangssprachliches Wort noch bezeichnete es eine Sache, die uns wichtig schien. Wir verwirklichten uns durch unsere Tätigkeit, durch Arbeit in Beruf, Freizeit, Familie und Nachbarschaft. Wir wussten sehr wohl, dass wir dazu miteinander in Beziehungen treten mussten. Dass diese Beziehungen durch Kommunikation gestiftet wurden. Und dass diese Kommunikation nach ihrem Verfall in den Zeiten des Nationalsozialismus einer kultivierenden Erneuerung bedürfe.

Ich erinnere mich noch sehr gut, dass wir damals in der Jugendarbeit Seminare veranstalteten, bei denen die jungen Leute (und wir selber) die demokratischen Spielregeln der „Diskussionsleitung“ erlernen mussten. Wir hatten in Hitlerjugend und BDM ja nicht gelernt, die anderen ausreden zu lassen und selber aufmerksam zuzuhören, was diese anderen sagten und was sie wohl meinen würden. Zuhören, ausreden lassen, den eigenen Beitrag zurückzustellen, bis man selber „dran“ war, antworten, ohne immer und überall „anzugreifen“ und Meinungsgegner als „Gegner“ und nicht als „Feinde“ zu begreifen, das war eine neue und für uns hohe Kunst - wenn wir es nicht schon vorher in unseren antifaschistischen Elternhäusern gelernt hatten.

HW Immerhin, die Nachreifung in Kommunikation hat offenbar etwas bewirkt. Du kennst ja die beiden wunderschönen Zitate dazu: „Zwei Monologe, die sich gegenseitig immer und immer wieder störend unterbrechen, nennt man eine Diskussion.“ (CHARLES TSCHOPP) Und altbekannt - und doch immer wieder schön: KARL VALENTIN.

CW Ja: „Es ist zwar alles gesagt - aber eben noch nicht von allen.“

HW Wir führen hier übrigens einen Diskurs: Denn „Diskurs“ wurde ursprünglich in der Bedeutung „erörternder Vortrag“ oder „hin und her gehendes Gespräch“ verwendet. Das erinnert mich an eine Kommunikationsmethode aus Dänemark und bietet gleichzeitig einen eleganten Übergang nach Skandinavien. Die Dänen unterscheiden in einer Diskussion die Beiträge nach: „plausibel/nachvollziehbar“, „fraglich - im Sinne, dass eine Frage offen geblieben ist“, „skeptisch“, „kritisch - im Sinne, dass die Meinung vom Vorredner abweicht“ und „lobenswert/aner kennenswert“. Bis auf „lobenswert“ hast Du immer eine sehr begrenzte Redezeit von weniger als zwei Minuten und wenn Du Kritik üben willst, musst Du sogar Deine Kritik begründen und einen Alternativvorschlag anbieten.

CW Sehr aner kennens- und lobenswert!

*60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums*

HW Ja, gerade in Berlin sehr zu empfehlen. Der Berliner neigt ja sehr dazu, seine Kritik eben nicht zu begründen und lässt sich allenfalls zu einem sehr eingeschränkten „Lob“ hinreißen: „Da kannst Du echt nicht meckern!“

Doch zurück nach Skandinavien: Warum gab es aus Deiner Sicht von dort keine wesentlichen Prägungen auf die Nachbarschaftsbewegung?

CW Die Jahre nach dem 2. Weltkrieg sind bei uns in West und Ost vor allen durch die politischen und kulturellen Überlieferungen der Sieger- und Besatzungsmächte geprägt worden. Und da spielte Skandinavien keine Rolle. Gewiss, in der Erwachsenenbildung haben wir viel von Nikolai Frederik Grundtvig gelernt und seinen dänischen Heimvolkshochschulen. Aber über die prägenden Einflüsse der skandinavischen Demokratie habe ich eigentlich zum ersten Mal von dem politischen Emigranten Willy Brandt erfahren.

HW Du warst von 1960 bis 1964 Willy Brandts Reden – „Inspirator“?

CW Ich habe ihm zugearbeitet, als er Regierender Bürgermeister von Berlin war und sich anschickte, eine führende Rolle in der damaligen Bundespolitik zu übernehmen. Damals habe ich gelernt, wie man ein Gremium von Gleichberechtigten moderiert, ohne es zu dominieren.

HW Ein besonderes Kapitel der „Internationalität“ ist natürlich die Rolle des Mittelhof nach der Maueröffnung.

CW Ausführlich wird das von BARBARA TENNSTEDT in der Festschrift beschrieben.

HW Ebenso wie die augenblicklichen Angebote. Du könntest hier - wie schon erwähnt -, lieber Wolfgang, fast alles tun, was Du magst, denn:

„Nachbarschaftszentren

- verstehen sich als Bürgerinitiative
- sind Träger sozialer Einrichtungen
- sind sensibel für Probleme
- fördern die Selbsthilfe und Selbstorganisation
- sind Orte der Kultur und Kommunikation
- arbeiten bürgernah und transparent
- motivieren und fördern ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- suchen und fördern die Zusammenarbeit.“ (GEORG ZINNER)

Und eine Bildungs-Einrichtung sind sie auch, darf ich hinzufügen. Nicht zu vergessen, dass der Mittelhof viele Jahre auch Träger offener Jugendarbeit war, GERD SCHMITT berichtet ausführlich darüber.

Wie sah denn das Angebot vor 60 Jahren aus, Wolfgang?

CW Ich kann nur über die allgemeine, die behördliche Jugendarbeit sprechen. Die wurde

bestimmt durch Jugendgruppenheime, Jugendfreizeitheime und die Häuser der Jugend, die Ella Kay Ende der fünfziger Jahre in den einzelnen (West)Bezirken der Stadt einrichtete. Wohl auch, um ein Gegengewicht gegen die Anziehungskraft der Freien Deutschen Jugend zu schaffen, die im Osten der Stadt versuchte, ein „fröhliches Jugendleben“ zu entfalten.

Kulturell gesprochen war die Jugendarbeit damals eher kleinräumig - konservativ orientiert und versuchte, ein Gegengewicht gegen den nordamerikanischen „Jazz“ und die mit ihm verbundenen Modetänze zu bilden. Die Nachbarschaftsheime waren da „moderner“ und „internationalistischer“.

Und Ökologie spielte für uns damals überhaupt keine Rolle. Wir rauchten wie die Schlote, wir trennten keinen Müll und wir holzten im Winter des Jahres 1947/48 den halben Grunewald ab, um nicht zu erfrieren. Die „Konsumorientierung“ und der damit verbundene „Kaufrausch“ kam erst lange nach Währungsreform und „deutschem Wirtschaftswunder“. Und er kam in Berlin später als in der übrigen Bundesrepublik. Die Nachbarschaftsheime sind nicht aus dem Überfluss entstanden, sondern aus der gemeinsam erlebten Not....

HWund sind damit Ausdruck einer sich kultivierenden Gesellschaft in europäischer Tradition.

CW Haben wir nicht etwas vergessen?

HW Gender?

CW Nicht nur das Wort kannten wir damals noch nicht. Auch nicht die damit zusammenhängenden Probleme. Wer da war und mitmachte, der war eben willkommen. Die Namen der Aktiven im Mittelhof in den ersten Jahren nach der Gründung nennen fast ebenso viele Namen von Frauen wie von Männern. Sicher: damals waren wir Männer noch Mangelware. Und unabhängig davon waren und sind traditionell Frauen in Familie und Nachbarschaft tonangebende und richtungsbestimmende Leitungspersonen. Das sehen wir so wie damals auch heute. Wenn wir nämlich die beiden Leiterinnen des Mittelhof auf die Bühne bitten, um ihnen gemeinsamen Dank zu sagen für ihre Arbeit zu unserer aller Wohl!

Gisela Hübner und Ingrid Alberding also bitte auf die Bühne!

¹ Müller, C. Wolfgang (1994: Jugendamt. Geschichte und Aufgaben einer reformpädagogischen Einrichtung. Weinheim.

² HORN-WAGNER, DETLEF (1995). Und sie bewegen sich doch (nicht)?! Möglichkeiten und Grenzen der Organisationsentwicklung von Jugendbehörden - ein Impulsreferat für die Arbeitsgruppengespräche zur Ressourcenoptimierung. In: Verein für Kommunalwissenschaften: Jugendhilfeplanung - ein wirksames Steuerungsinstrument der Jugendhilfe, Berlin.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof Seit 60 Jahren erfolgreich Stadtteilzentrum und Mehrgenerationenhaus

Georg Zinner



Vor zwanzig Jahren in einem Grußwort zum Mittelhof-Jubiläum im Jahr 1987 schrieb ich von der gerade überwundenen „Sinnkrise“ der Nachbarschaftsheime, die gerade ihre Identität neu definieren konnten und dabei waren, geradezu in „Hochform“ zu geraten. Sie hatten die Zeichen der Zeit erkannt und sich den Bürger- und Selbsthilfeinitiativen geöffnet und waren dabei, sich auch als Träger sozialer Arbeit und professioneller Dienste zu etablieren, unterstützt von den zuständigen Senatsverwaltungen, insbesondere vom damaligen Sozialsenator Ulf Fink, unterstützt von seinem Abteilungsleiter Dietmar Freier und seinen hoch qualifizierten Mitarbeiter/innen. Die Nachbarschaftsheime – so benannte ich es damals – leben zu einem wesentlichen Teil von der Fähigkeit ihrer Besucher und der Offenheit ihnen gegenüber. Heute haben wir noch mehr Wissen und Erfahrung: ohne bürgerschaftliches Engagement, ohne ehrenamtliche Mitarbeit, ohne den Mitwirkungs- und Gestaltungswillen der Bürger könnten wir nicht sein, was wir als Nachbarschafts- und Stadtteilzentren seither in Berlin beinahe flächendeckend geworden sind: lebendige, moderne, innovative, effiziente und bürgernahe soziale Einrichtungen, zukunftsfähig nicht nur deswegen, sondern auch wegen ihrer Ausstrahlung, ihrer „persönlichen“ Note und ihrer jeweiligen Atmosphäre. Wer den Mittelhof – und manche seiner Einrichtungen auch nur einmal besucht hat – weiß, dass einen die Atmosphäre einnimmt und man bleiben oder wiederkommen möchte.

Nachbarschaftsheime haben sich weiterentwickelt – der Mittelhof immer dabei und oft voraus – zu professionellen Dienstleistern, Partnern der Bezirke und zahlreicher Institutionen und Initiativen, zu flexiblen Problemlösern und immer wieder und Tag für Tag zu

Stiftern neuer und Heger bestehender Gemeinschaften. Das Nachbarschaftsheim Mittelhof ist zugleich Träger, Nachbarschaftszentrum mit beeindruckender „Infrastruktur“ und Bürgerinitiative. Was zeichnet den Mittelhof und andere Nachbarschaftsheime aus? In einem gemeinsam gestalteten Informationsblatt für Eltern und Mitarbeiter/innen öffentlicher Kindertagesstätten haben wir südwestlichen Berliner Nachbarschaftszentren es vor einigen Jahren so benannt:

Nachbarschaftszentren

- verstehen sich als Bürgerinitiative
- sind Träger sozialer Einrichtungen
- sind sensibel für Probleme
- fördern die Selbsthilfe und Selbstorganisation
- sind Orte der Kultur und der Kommunikation
- arbeiten bürgernah und transparent
- motivieren und fördern ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- suchen und fördern die Zusammenarbeit

Die Berliner Nachbarschaftszentren sind in den letzten Jahrzehnten zu immer wichtigeren Partnern der Bürgerinnen und Bürger, der Politik und der Verwaltung, regionaler und überregionaler Institutionen und Initiativen geworden. Letztendlich aber beziehen Nachbarschaftsheime ihre Stärke aus dem Engagement der Bürger, die ihre Einrichtungen mitgestalten und prägen können und sollen und der Fähigkeit der Mitarbeiter, Gestaltungs- und Beteiligungswünsche als Unterstützung und nicht als Einmischung zu begreifen.

Das ist im Alltag einfacher gesagt als getan. Gesetze, Vorschriften, Regeln, Verträge, alles was Organisationen und Träger bindet, ist zu beachten und wirtschaftliches Handeln, der effektive Einsatz von begrenzten Mitteln ist zu gewährleisten. Das alles muss sich verbinden mit dem Vertrauen in eine Organisation und in die für sie handelnden Personen, und dieses Vertrauen muss jeden Tag neu erworben werden.

Dieses Vertrauen genießt der Mittelhof in außergewöhnlichem Maß seit vielen Jahren

- auf der lokalen Ebene bei den Bürgern, bei den Politikern und in der Verwaltung
- in Berlin beim Paritätischen Wohlfahrtsverband
- beim Verband für sozial-kulturelle Arbeit
- bei vielen Kooperationspartnern und befreundeten Organisationen
- und natürlich und zuerst bei Eltern, Kindern, Senioren, Nachbarn, kurz: bei den Bürgern.

Das lässt Rückschlüsse auch auf stimmige interne Strukturen zu: auf einen Verein, einen Vorstand, eine Geschäftsführung, die einander vertrauen. Vor allem einen Vorstand, der die Handlungsfähigkeit der leitenden Mitarbeiter/innen sichert und eine Geschäftsführung, die mit den Gremien, Mitarbeitern und „Außenstehenden“ klug und

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof
Seit 60 Jahren erfolgreich Stadtteilzentrum
und Mehrgenerationenhaus

partnerschaftlich umzugehen weiß. Es ist kein Geheimnis erfolgreicher Unternehmungs-führung, aber es muss praktiziert und gelebt werden und will gekonnt sein: am besten sind Organisationen, wenn Mitarbeiter/innen (hauptamtlich oder ehrenamtlich) ihre Wünsche, ihre Ziele, ihre fachlichen Pläne möglichst selbstständig umsetzen können und dafür natürlich auch die entsprechende Verantwortung übertragen bekommen.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof ist also ein gelungenes, ja nachhaltiges Beispiel dafür, wie wichtig es für die Berliner Bezirke ist, mit den Nachbarschaftsheimen starke lokale Partner an ihrer Seite zu haben, das belegt, dass die Bezirke ein eigenes Interesse daran haben müssen, lokale Partner zu stärken und auch mit Anliegen und Aufgaben herauszufordern. Wie die Bürger und wie die Bezirke haben Nachbarschaftszentren immer ein langfristiges lokales Interesse an ihrem Stadtteil und wie sie verstehen sie sich als lokale Akteure, denen nicht nur am Wohlbefinden der eigenen Institution, sondern eines ganzen Stadtteils gelegen ist.

Heute wissen wir noch mehr als vor 20 Jahren um die Bedeutung bürgernaher, hand-lungsfähiger, flexibler und differenzierter Unterstützungssysteme für Familien, vor allem um Kinder optimal zu fördern und sie beim Erwachsenwerden zu begleiten. Bildung und Kultur sind die Schlüssel für die gesellschaftliche Integration einer jeden einzelnen Person und für ihre Zukunftschancen. Die aktuelle Diskussion um die Qualifizierung der Kinder-tagesstättenarbeit, um Bildungsprogramme, um die Zukunft der Schulen, um Trägervielfalt, wurde und wird gerade auch vom Nachbarschaftsheim Mittelhof aus geführt und der Mittelhof hat sich den damit verbundenen Aufgaben erfolgreich gestellt. Er ist sozusagen längst zukunftsfähig und darauf vorbereitet, sich hier auch neuen Herausforderungen zu stellen. Warum zum Beispiel, sollen Nachbarschaftsheime in Zukunft nicht auch Träger von Schulen sein? Und damit auch gleich dem Wunsch vieler Eltern entsprechen!

Heute initiiert die Bundesregierung, zu unserer Freude, bundesweit „Mehrgenerationen-häuser“. Warum – weil sie zeitgemäß, bürgernah, innovativ, flexibel, gesellschaftliche Interessen und Bedürfnisse aufgreifen und als lokales Aktions- und Aktivitätsbündnis da-für Lösungen entwickeln können. Die heutige Komplexität einer Gesellschaft erbringt dauerhaft eben nur dann „Exzellenz“, wenn Bürgerengagement und Fachlichkeit sich zur Weiterentwicklung sozialer Infrastruktur zusammentun. Berlin kann stolz darauf sein, dass es diese Mehrgenerationenhäuser schon einige Jahre länger als andere Bundesländer sy-stematisch fördert und ausbaut – der Mittelhof hat fachlich und politisch immer heftig an der Verwirklichung dieses Ziels mitgewirkt und damit bewiesen, dass lokales Handeln nicht die Sicht auf regionale und überregionale Notwendigkeiten verschließen muss.

Warum schreibe ich das alles in einer Broschüre, die die 60-jährige Arbeit des Nach-barschaftsheim Mittelhof würdigt? Weil eben gerade das Nachbarschaftsheim Mittelhof zum wohl wichtigsten Partner des Nachbarschaftsheim Schöneberg wurde, weil eben genau der Mittelhof die „Zeichen der Zeit“ immer rasch erkannte und den Weg, der sich in den Diskussionen, Auseinandersetzungen und auch Konkurrenzen erschloss rasch und konsequent mitgegangen ist und sich nicht nur zwischen den jeweiligen Geschäftsfüh-rungen geradezu eine Vertrautheit im Umgang miteinander entwickelte, in der alles und jedes besprochen werden konnte und besprochen werden kann.

Aus dieser Vertrautheit heraus und dem gemeinsamen Verständnis zeitgemäßer sozialkultureller Arbeit haben wir – Mittelhof und Schöneberg – manchen Schritt gemeinsam geplant und getan. Kooperationen bestimmten immer wieder die Arbeit zwischen beiden Nachbarschaftsheimen (zum Beispiel in der Altenarbeit, in der Selbsthilfe, in der Familienbildung, bei der Qualifizierung und Beschäftigung von Arbeitssuchenden, beim Betreuungsverein, bei der Übertragung der Kindertagesstätten an freie Träger, bei der bezirklichen Gremienarbeit).

Eine enge und langjährige Zusammenarbeit gab und gibt es auch auf der Ebene des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Vor allem die Interessen und die Förderung aller Nachbarschafts- und Selbsthilfekontaktstellen Berlins und vieler Mitgliedsorganisationen des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und der genannten Ziele im Rahmen bürgerschaftlichen Engagements und professioneller Dienste und der Qualifizierung von Regelangeboten sozialer Dienste und Versorgung standen dabei im Vordergrund.

Ich danke der langjährigen Geschäftsführerin des Mittelhofes, Gisela Hübner, die mir diese vertrauensvolle Zusammenarbeit gewährt und persönliche Freundschaft geschenkt hat und die mir nun seit Jahrzehnten Partnerin und kritische Begleiterin in der Weiterentwicklung unserer sozial-kulturellen Anliegen ist. Ich danke ihr auch für ihre vielen Vermittlungsdienste zwischen den diskutierenden Fronten – die es ja auch immer wieder gegeben hat – und ich danke ihr für die großen Verdienste im Mittelhof und in den genannten Verbänden. Ich danke Vorstandsmitgliedern und Mitarbeiter/innen des Mittelhofes, die dieses Vertrauen mir und unseren Mitarbeiter/innen immer wieder geschenkt haben und ich gratuliere dem Mittelhof zu seiner so lange schon gepflegten und immer wieder aktuellen Vielfalt, seiner unprätentiösen und zu Recht selbstbewussten Fachlichkeit und Kompetenz und zu seiner ausstrahlenden Herzlichkeit.

Ich wünsche dem Mittelhof weiterhin viel kreatives Potential und die Bewahrung dessen, was mir über Jahrzehnte so gefallen hat: wann immer man in irgendeine Einrichtung des Mittelhofes gekommen ist, hat man sich sofort wohl und immer zuhause gefühlt – so, als würde man dort immer auf das Angenehmste ein bisschen verzaubert. Diesen Zauber braucht die Welt!

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof seit 1951 aktives Mitglied im PARITÄTISCHEN Berlin

Dr. Eberhard Löhnert

Berliner Freiwilligentag
2006
Markt der Möglichkeiten



Das Nachbarschaftsheim Mittelhof blickt sehr erfolgreich auf 60 Jahre Engagement und Mitgestaltung der sozialen Lebensbedingungen in der Region und im Bezirk zurück.

Es ist ein Haus für die Menschen, ihre Bedürfnisse und Wünsche und ein Ort, an dem sich Bürgerinnen und Bürger nicht nur für die eigenen Belange einsetzen, sondern gemeinsam mit anderen Lebenswirklichkeiten Lösungen für Probleme suchen und Neues entwickeln. Dies gilt für Nöte und Sorgen des Alltags, die durch viele Unterstützungs- und Bildungsangebote sowie gegenseitige Hilfe im Netzwerk nachbarschaftlicher Beziehungen gelöst oder zumindest gemildert werden. Dies gilt in besonderer Weise für die Gestaltung einer demokratischen Kultur und Mitverantwortung für gesellschaftliche Belange, wo Toleranz, gleichberechtigter Umgang sowie gegenseitiger Respekt verbunden sind mit Fachlichkeit, Kompetenz und Bürgersinn.

Niemand kann das besser ausdrücken, als das Nachbarschaftsheim auf seiner Internetseite: „Mit seiner Geschichte und Tradition steht der Mittelhof nach wie vor für die Unterstützung von Menschen in Not und für das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen und ethnischer Zugehörigkeit. Werte wie Hilfe zur Selbsthilfe, nachbarschaftliche Solidarität und demokratisches Denken und Handeln gehören von Anfang an zum Selbstverständnis des Mittelhof“.

So ist das Nachbarschaftsheim Mittelhof, wenn es um Bürgerschaftliches Engagement und fachlich-kompetente Begleitung von Nachbarschaftsarbeit und Selbsthilfe geht, eine der bekanntesten und anerkanntesten Einrichtungen in Berlin.

Das Profil des Hauses ist gleichermaßen geprägt durch seine Geschichte wie durch das Aufgreifen aktueller Fragen und Probleme. Aus der Vielfalt und Bandbreite der Aktivitäten des Nachbarschaftsheimen sollen drei Aspekte genannt werden:

1. Das Nachbarschaftsheim und seine Einrichtungen sind wichtige Anlauforte für die Bürgerinnen und Bürger im Bezirk. Vom Mutterhaus ausgehend wurde eine Vielzahl von Angeboten und Möglichkeiten entwickelt, die die Bedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger aufgreifen und ihnen eine Struktur bieten, ihre Anliegen mit der entsprechenden Unterstützung selbst umzusetzen.
2. Das Nachbarschaftsheim ist unverzichtbarer Partner im Bezirk für die Umsetzung regionaler Entwicklungen und die Gestaltung sozialer Angebote. Oft ist es gelungen, in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt und weiterer regionaler Akteure trotz schwieriger Kassenlage eine soziale Angebotslandschaft zu erhalten und intelligente Lösungen für deren Weiterentwicklung zu finden.
3. Das Nachbarschaftsheim ist wichtiger Kompetenzpartner für fachliche Entwicklungen in ganz Berlin und auch im bundesweiten, ja weltweiten Netz der Nachbarschaftsarbeit. Es gehörte von jeher zu den Entwicklern und Vorreitern einer zukunftsweisenden sozialen Arbeit, die die entscheidende Kraft immer in den Bürgerinnen und Bürgern selbst fand.

Wenn man so aktiv und vielfältig sozial tätig werden will, braucht man Netzwerke und Kooperationspartner, Verbündete für neue Modelle, für fachliche Weiterentwicklung und für Umsetzungsstrategien, um nicht im eigenen Haus allein zu verharren. Dies ahnte das Nachbarschaftsheim schon 1951 und sah einen entscheidenden Vorzug darin, Mitglied im PARITÄTISCHEN zu werden.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof e. V. wurde als 18. Mitgliedsorganisation in den PARITÄTISCHEN Berlin aufgenommen. Gerade in einer Zeit, in der die Strukturen von Wohlfahrtspflege und sozialer Arbeit neu aufzubauen waren, ja professionelle Sozial- und Jugendarbeit überhaupt erst entwickelt werden musste, war eine fachliche Diskussion und Standpunktfindung unter Gleichgesinnten in einem Wohlfahrtsverband eine wichtige Arbeitsbasis.

Am Beispiel des Nachbarschaftsheim Mittelhof wird die unverkennbare Stärke des PARITÄTISCHEN gut erkennbar, weil die Kompetenzen und die Vielfalt seiner Mitglieder entscheidend in das Profil und in die fachliche Arbeit des PARITÄTISCHEN einfließen.

Eine besondere Rolle spielte das Nachbarschaftsheim Mittelhof nach dem Fall der Mauer sowie der Aufbruchstimmung Anfang der 90er Jahre. Unzählige Ostberliner trafen sich zu Diskussionsabenden im Nachbarschaftsheim, es entstanden vielfältigste Arbeitsbeziehungen und persönliche Kontakte, auch meine eigenen, die mich heute noch genauso inspirieren wie damals.

Auch wenn sich die anfänglichen Hoffnungen, etwa im sozialen Bereich oder auch anderen politischen Handlungsfeldern, DDR-Erfahrungen aktiv einzubringen, später als illusionär erwiesen, die Gespräche waren für das Verständnis von Ost- und West-Nachbarn voller Aufbruchsoptimismus und gegenseitigem Lernen, einfach „spannend“, so mehrfach von Gisela Hübner charakterisiert. Solche Nachbarschaftsinitiativen und Diskussionsabende mit gemeinsamen Lernfeldern, so denke ich, waren nicht unbedeutend

*Das Nachbarschaftsheim Mittelhof
seit 1951 aktives Mitglied im PARITÄTISCHEN Berlin*

für den Beschluss des Vorstandes des PARITÄTISCHEN, keinen selbständigen Verband in Ost-Berlin zu gründen, sondern stattdessen primär die „Entstehung originär Ostberliner Trägerorganisationen“ voranzutreiben, die dann im Landesverband aufgenommen wurden.

Die neuen Strukturen in Form der Ostberliner Regionalen Geschäftsstellen des PARITÄTISCHEN, z. B. die in Treptow-Köpenick, waren nunmehr für Gisela Hübner, Georg Zinner und viele andere Akteure eine regelmäßige Anlaufstelle und gezielte Gelegenheit für intensive Beratungsgespräche. Hier entstand auch der bis heute sehr oft von mir verwendete Begriff, Gisela – eine richtige PARITÄTER-Frau, dahinter steht Dank, Bewunderung und Anerkennung.

Es spricht sehr für den Mittelhof und andere Nachbarschaftsheime, dass sie die Chance der gesellschaftlichen Situation Anfang der 90er Jahre bis heute aktiv nutzen, Nachbarschaftsarbeit, Selbsthilfe, bürgerschaftliches Engagement auch strukturell immer fester zu verankern, aktiv und solidarisch das Entstehen von Stadtteilzentren im ehemaligen Ostberliner Raum zu unterstützen.

Das heutige, strukturelle Netz der Stadtteilzentren in Berlin ist weit entwickelt und für die Stadt als Wirkungsstätten für

- generationsübergreifende und interkulturelle Arbeit
- die Verbindung sozialer und kultureller Betätigung
- die freie Entfaltung bürgerschaftlichen Engagements sowie
- verschiedenste und nützliche Beratungs- und Hilfsangebote

unersetzlich.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof hat an dieser Entwicklung als eine der großen „Lokomotiven der Nachbarschaftsarbeit“ und besonders mit Gisela Hübner als aktive Akteurin auch des PARITÄTISCHEN im Bezirk und im Kooperationsgremium Stadtteilzentrum-Vertrag großen Anteil.

Unser Verband ist nicht zuletzt deshalb in Berlin so anerkannt, weil Mitglieder wie das Nachbarschaftsheim Mittelhof sich bei der Weiterentwicklung der Verbandspolitik und Fachlichkeit unermüdlich aktiv engagieren. Seit dem Jahr 2006 ist Gisela Hübner nun ehrenamtlich die Vorsitzende des Beirates unseres Verbandes. Darüber freue ich mich sehr und hoffe, dass wir noch sehr lange mit ihrer Mitwirkung rechnen können, mit ihr, mit ihrer neuen Partnerin, Ingrid Alberding, in der Geschäftsführung und den vielen Akteuren des ganzen Vereins.

So gratuliere ich herzlich allen Akteuren des Nachbarschaftsheim als Arbeitspartner, Freund und Mitstreiter, ganz gewiss, dass auch in den nächsten Jahren diese Fundgrube für die Weiterentwicklung des bürgerschaftlichen Engagements eine Quelle bleibt.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof und die Kinderladenbewegung

Dr. Herbert Scherer



WER KEINEN MUT ZUM
TRÄUMEN HAT, HAT KEI-
NE KRAFT ZUM KÄMPFEN

„Das Chaos ist aufgebraucht, es war die beste Zeit“
Garga in Bertolt Brechts „Im Dickicht der Städte“

Von allen Nachbarschaftsheimen hat der Mittelhof die intensivste Berührung mit der Kinderladenbewegung gehabt, als Geburtshelfer, Förderer und Anreger. Dabei hat er beispielhaft vorgeführt, wie eine etablierte soziale Einrichtung Impulse und Bedarfe von außen aufgreifen, durch ihre Mitwirkung stabilisieren, aber auch in besonderer Weise prägen kann. In diesem Beitrag wird versucht, das Engagement des Mittelhof für diese Bewegung aus seinem historisch gewachsenen Selbstverständnis abzuleiten, dann werden Irrungen und Wirrungen der frühen Phase nachgezeichnet, danach wird an einigen Aspekten herausgearbeitet, welche Besonderheiten die Elterninitiativ-Einrichtungen des Mittelhof im Vergleich zu den meisten anderen Kinderläden hatten, um schließlich eine Erklärung dafür zu versuchen, warum vieles Modellhafte, das in diesem Zusammenhang entwickelt wurde, doch auf Dauer nicht bestehen konnte.

Selbsthilfeförderung als Wesenselement der Nachbarschaftsheimarbeit

Dass die Nachbarschaftsheime Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre ganz vorne mit dabei waren, als sich Eltern daran machten, die Betreuung der Kinder außerhalb der Familie in die eigene Hand zu nehmen, ist kein Zufall sondern die konsequente Anwendung der Prinzipien, die einmal zur Gründung der Einrichtungen geführt hatten, nämlich die Selbsthilfekräfte der Menschen zu stärken, damit diese im „Geist gegenseitiger Hilfe“ soziale Probleme selber einer Lösung zuführen, statt auf den helfenden Eingriff von außen

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof und die Kinderladenbewegung

zu warten. So heißt es schon in der Präambel zur Gründung des Mittelhof aus dem Jahre 1947, die ausdrücklich auch die „Kinderarbeit“ in diesem Zusammenhang erwähnt.

Im zweiten Jahresbericht des Mittelhof von 1948 wird der Selbsthilfegedanke so begründet: „Jeder Mensch will sich lieber selber helfen können. Dies gilt heute gerade so wie früher.“ Der Mittelhof will das ermöglichen, aber er regt darüber hinaus zu gegenseitiger nachbarschaftlicher Hilfe als einer höheren Form der Selbsthilfe an. Dazu heißt es 1948: „Darüber hinaus weckt man durch die praktische, gemeinsam geleistete Arbeit ein Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit. So wächst aus der Hilfe für andere gleichzeitig eine Hilfe für sich selbst.“ (ebd. S. 10)

Grundlagen der Kinder- und Jugendarbeit im Nachbarschaftsheim

Auch die Ergänzung der familiären Erziehung durch eine „Kinderarbeit“ außerhalb der Familie gehörte von Anfang an zu den selbst gesetzten Aufgaben des Nachbarschaftsheim. Im Jahresbericht von 1948 wird das so begründet: „Infolge des Krieges haben sich die weltanschauliche Basis, die äußeren Lebensbedingungen und die Struktur der heutigen Familie so wesentlich verändert, dass sich daraus ernste Schwierigkeiten in der Erziehung ergeben. Darum ist es Aufgabe des Mittelhofes, innerhalb seiner geschlossenen Gemeinschaft den Kindern das zu vermitteln, was ihnen fehlt: Erziehung zur Verantwortung schon in ihrem kindlichen Bereich, damit sie zu innerlich selbständigen Menschen heranreifen, die entscheiden und urteilen können.“ (ebd. S. 18) Von Anfang an gibt es im Mittelhof auch einen Hort. Im Bericht von 1948 wird besonders hervorgehoben, welche positiven Entwicklungen sich daraus ergeben, dass die Stammgruppe auf neu hinzukommende Kinder „unmerklich“ „einen günstigen Einfluss“ hat: „Die erzieherische Kraft dieser Gruppe ist eine nicht zu unterschätzende Hilfe in der pädagogischen Arbeit.“ (ebd. S. 19)

Reaktion der Nachbarschaftsheim auf Elternselbsthilfe-Initiativen

Als Ende der 60er Jahre aller Orten „Elternselbsthilfe“-Initiativen entstehen und daraus eine regelrechte Bewegung wird, reagieren die Nachbarschaftsheim, allen voran der Mittelhof und ihr Dachverband, der damals Verband Deutscher Nachbarschaftsheim hieß (heute: Verband für sozial-kulturelle Arbeit) mit großer Sympathie und mit Unterstützungsangeboten.

Der Geschäftsführer des Verbandes, Sigurd Agricola, schreibt für den Verbands-Rundbrief 5/1968 einen Leitartikel unter dem Titel: „Elternselbsthilfe ermöglicht außerfamiliäre Erziehung“. Er erkennt die Potentiale, die sich hier für die weiter gehenden Zielsetzungen der Nachbarschaftsheim auf tun: „Sich einsetzen für sich selbst und die selben Belange anderer ist nur ein Beginn, aber eben ein Beginn, wie das Beispiel der Eltern in einem Nachbarschaftsheim zeigt, die durch ihre Tätigkeit in einem Elternselbsthilfefkreis zur Mitarbeit in den Trägerverein des Heimes kamen und sich nun ebenso intensiv mit den Problemen älterer Menschen befassen.“ (Rundbrief 5-68, S.1)

Ganz ungebrochen scheint die Sympathie für die neue Bewegung allerdings nicht gewesen zu sein. Agricola versucht die Skeptiker (wahrscheinlich auch in den eigenen Reihen) zu überzeugen, indem er Bezüge zu anderen Elementen des Selbstverständnisses der Nachbarschaftsheime herstellt.

Da ist zum ersten der Bereich der „politischen Bildung“: „Mit Überraschung konnte der Eifer festgestellt werden, mit dem die sonst grundsätzlich politisch uninteressierten deutschen Menschen in schnell sich entwickelnden Elternselbsthilfekreisen sich für ihre eigenen Belange und die anderer einsetzten und kennen- und beherrschen lernten.“ Agricola sieht in den Initiativen eine Widerlegung der „oft gezeigte(n) Skepsis gegenüber der Bereitschaft gewöhnlicher Bürger zu einem Engagement im politischen Bereich“. (ebd. S.1)

Agricola räumt zum zweiten ein, dass die Entstehung von Elternselbsthilfeinitiativen für die hauptamtlichen Mitarbeiter „keineswegs eine Erleichterung“ ihrer „Aufgabe“ darstelle. Er wirbt dennoch dafür, sich ihnen gegenüber nicht zu verschließen, weil die pädagogische Arbeit durch die Mitarbeit der Eltern wirkungsvoller werde und weil die „Aussprache über pädagogische Probleme“ dazu beitragen könne, außerfamiliäre und familiäre Erziehung so aufeinander abzustimmen, dass den Kindern Konflikte erspart blieben, die sie „nicht bewältigen“ könnten. Hierbei spielt Agricola besonders auf das Thema „Antiautoritäre Erziehung“ an, das zu dieser Zeit im Hintergrund heftiger Auseinandersetzungen zwischen professionellen Pädagogen und Eltern um Erziehungsinhalte und -ziele steht. (ebd. S.2)

Agricola ist vom Postulat einer „antiautoritären Erziehung“, wie es von vielen Eltern erhoben wird, nicht überzeugt: „Viele Eltern sind aus ihrer eigenen Kindheit und Jugend mit „autoritären Erziehungsformen“ der Anpassung an gegebene Verhältnisse gut vertraut. Wie sie ihre Kinder anleiten sollen zur Mitwirkung an der Schaffung neuer gesellschaftlicher Formen, wissen sie nicht. – Dies ist im Übrigen ein starkes Kennzeichen der „antiautoritären Bewegung“, deren Mitglieder wohl wissen, was *n i c h t* sein sollte, aber nicht, was sein sollte.“ (ebd. S.2)

Aufschlussreich ist Agricolas Auseinandersetzung mit „verschiedenen Sozialpädagogen“ dieser Zeit, die offenbar die Elternselbsthilfeaktivitäten mit dem Argument ablehnen, hier wollten sich Eltern aus egoistischen Gründen ihrer Pflichten entledigen, nur weil sie einmal in Ruhe einkaufen, ins Theater oder ins Kino gehen wollten. Agricola stellt fest: „Vielmehr Kritik noch finden Mütter, die berufstätig sind.“ Agricola zeigt ein gewisses Verständnis für diese Position, auch wenn er sie im Ergebnis zurück weist: „Diese Entlastung der Eltern als Motiv für Elternselbsthilfeaktionen solle (...) nicht als unannehmbar angesehen werden.“ (ebd. S. 2)

Weitere Kritiker der Elternselbsthilfe befürchten eine Entprofessionalisierung der Kindererziehung: „Erfahrungsgemäß wird die Übernahme pädagogischer Aufgaben durch Unausgebildete von vielen sehr skeptisch betrachtet.“ Es wäre interessant zu wissen, ob dies Argument auch von denen benutzt wird, die gerade eben noch die Erziehungsverantwortung ausschließlich bei den Eltern, sprich den Müttern, angesiedelt sehen wollten! Agricola stellt in diesem Zusammenhang einerseits die rhetorische Frage, ob es „oft nicht

besser“ sei, „Kindergruppen unausgebildeten Kräften anzuvertrauen, als gar keine Gruppen zu haben.“ Andererseits weist er auf zwei weitere Möglichkeiten hin. So könnten größere Initiativen selbst pädagogische Fachkräfte anstellen oder sie könnten versuchen, eine Einrichtung / einen Träger mit Fachpersonal dafür zu gewinnen, „sich der Aufgabe anzunehmen“, d.h. entweder die Elterninitiativen unter ihre Fittiche zu nehmen oder ihnen zumindest „Berater zur Verfügung“ zu stellen. Agricola sieht dazu, wenn man von einigen Kirchengemeinden absieht, außer bei den Nachbarschaftsheimen wenig Bereitschaft. (ebd. S.3)

Besonderheiten des MITTELHOF-Modells

Genau an dieser Schnittstelle setzt das an, was ich als Mittelhof-Modell – einer beispielhaften Verbindung von Elterninitiative und professioneller Unterstützung – bezeichnen möchte. Die besonderen Rahmenbedingungen, die hier entwickelt wurden, sind mir nicht nur aus der Lektüre von Arbeitspapieren (wie sie im Rundbrief des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit veröffentlicht wurden) bekannt sondern auch aus langjähriger unmittelbar eigener Erfahrung als Elternteil in unterschiedlichen Kinderbetreuungseinrichtungen von der Tagespflege über den „klassischen“ Kinderladen bis zu einer zum Mittelhof gehörenden ZWITTER-Einrichtung, die sich einerseits als „Elterninitiativ-“ und andererseits als „trägergebundene“ Kindertagesstätte verstand: eine Konstruktion mit einiger Dynamik, aber vor allem mit der Chance, Fehlentwicklungen auszubalancieren, die auf der einen Seite für reine „Eikitas“ (= Elterninitiativkindertagesstätten) und auf der anderen Seite für rein professionelle Kitas nicht untypisch sind.

Die für die kommenden ca. 30 Jahre wesensbestimmenden widersprüchlichen Grundelemente dieses „Mittelhof-Modells“ sind schon in der Gründungsphase angelegt.

So stellt der „Elternselbsthilfekreis“ im Nachbarschaftsheim Mittelhof 1970 seine Bemühungen dar, im besten „Eikita“-Selbstverständnis, „eine pädagogische Konzeption für unseren Kindergarten zu entwickeln.“ Daneben wird – im gleichen Text – davon berichtet, dass man die Aufgabe der Durchführung von Elternabenden den Gruppenkindergärtnerinnen übertragen habe, nachdem die „Elternarbeit“ des Initiativkreises bei den anderen Eltern auf zu wenig Interesse gestoßen war. (Rundbrief 4-70, S.1).

Die (Mittelhof)-„Eltern-Kinder-Gruppe Fischtal“ beschreibt die „rechtliche Konstruktion“ ihrer Einrichtung folgendermaßen: „Anerkannte Kindertagesstätte auf dem Weg über die arbeitsrechtliche Trägerschaft des Mittelhof.“ Die pädagogische Konzeption und die Fachaufsicht sind in dieser Konstruktion nach dem Verständnis der Eltern keine Aufgaben des Mittelhof, der nur im arbeitsrechtlichen Sinne Verantwortung für die Beschäftigungsverhältnisse übernehmen soll. (ebd. S.3)

Der Mittelhof selbst sah seine Rolle naturgemäß – schon wegen seiner rechtlichen Verantwortung als Träger der Einrichtungen – etwas anders, aber er verstand sich doch vorwiegend als Berater der Initiativen, die insbesondere in ihrer jeweiligen Gründungsphase die angebotene Hilfestellung bei „organisatorischen, pädagogischen und gruppendynamischen Problemen“ gut gebrauchen konnten (Rundbrief 4-72, S.27). Gegenüber

den Selbstverwaltungsorganen der Einrichtungen beschränkte sich der Mittelhof auf Anregungen, um die dortige Arbeit trotz seiner Zurückhaltung mit den eigenen Vorstellungen zur Kindererziehung und -betreuung zusammen zu bringen.

Vor allem ging es dem Mittelhof darum, in den Elterninitiativ-Kindergärten eine andere soziale Mischung zu erreichen, als sich in der Regel in der Gründungsphase einstellte, weil vor allem Eltern initiativ wurden, die keine Chance gehabt hätten, ihr Kind auf einem der knappen Plätze in einer öffentlichen Kindertagesstätte unterzubringen, weil nicht beide Elternteile berufstätig waren. Dazu kam, dass die Kritik an der herkömmlichen Kindererziehung und der Wunsch nach einer „repressionsfreie(n) Erziehung“ (Rundbrief 4-70, S.3) in Akademikerkreisen weiter verbreitet war als im Rest der Bevölkerung. Sowohl die Intensität der geforderten Elternmitarbeit (im Wechsel als zweite erwachsene Bezugsperson in der Kindergruppe) als auch Frequenz und Zeitdauer der Elternabende (z.B. wöchentlich und nicht selten von 20 bis nach 24 Uhr dauernd – ebd. S.18) schloss die Mitwirkung von doppelt berufstätigen Eltern praktisch aus.

„Kinderkrankheiten“ aus der Gründungszeit der Mittelhof-Eikitas

In der sozialen Zusammensetzung, in den Themen der intensiven pädagogischen Diskussionen, aber auch in den gruppendynamischen Prozessen ähneln diese Elterninitiativen sehr den „freien“, nicht trägergebundenen Eikitas, wie sich Berichten aus der Anfangsphase entnehmen lässt.

Beispiel Eltern-Kinder-Gruppe Fischtal

- „Sozialstruktur: fast ausschließlich Akademiker“
- Zielsetzung der „repressionsfreie(n) Erziehung“: „erzieherisch in Familie und Kindergarten auf gesellschaftsveränderndes Potential vorbereiten“
- Als eines der pädagogischen Prinzipien wird in erstaunlicher Radikalität formuliert: „Abbau disziplinierend wirkender bürgerlicher Moraltugenden (Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam, Ehrerbietung, Fleiß)“ (ebd. S.3)

Beispiel Eltern-Kinder-Gruppe Düppel-Süd

- „Die Mütter sind nicht berufstätig“.
- Diese Gruppe ist weniger intellektuell dominiert. 30 Eltern haben sich zur Gründung einer Kindertagesstätte zusammengefunden, ohne sich im Vorfeld in langwierigen theoretischen Debatten auf ein Erziehungskonzept zu verständigen: „Elternabende fanden zunächst nicht statt, da bei den meisten ein rational begründetes Erziehungsverhalten nicht unbedingt vorausgesetzt und ein festes Engagement als lästig abgelehnt wurde.“
- Als die angestellte professionelle Kindergärtnerin nach ein paar Monaten ausscheidet, übernehmen zwei Mütter die Erziehungsarbeit mit dem „bewusst durchgeführte(m) Konzept einer antiautoritären Erziehung“. „(Sie) irritierten damit einige Eltern, die aus der Gruppe ausschieden“ (ebd. S.5).

- Einige Monate später wird eine neue Kindergärtnerin angestellt, aber die Auseinandersetzungen in der Elternschaft sind noch nicht zu Ende. Eine Gruppe besonders aktiver Eltern, die sich selbst im Bericht wahrscheinlich zutreffend als „Clique“ bezeichnet, betreibt die Trennung von den weniger Interessierten. Im Bericht heißt es dazu lapidar: „unverbesserliche Eltern scheiden von selbst aus“. (ebd. S.5)

Es lässt sich unschwer erkennen: die ‚Eikitas‘ unter dem Dach des Mittelhof haben mit den gleichen Kinderkrankheiten zu kämpfen wie die anderen ca. 200 Kinderläden, die zu dieser Zeit in Berlin entstehen. Sie sind trotz ihrer abweichenden rechtlichen Konstruktion Teil der gleichen Bewegung.

Der Unterschied besteht darin, wie sie sich von den Irrungen und Wirrungen der frühen Phase befreien und welche Mechanismen dabei wirksam sind.

Vergleich der Mittelhof-Initiativen mit rechtlich eigenständigen Kinderläden

In zwei Punkten unterscheidet sich die Entwicklung bei den Mittelhof-Initiativen nicht wesentlich von den Prozessen in den anderen Kinderläden:

- Das Postulat einer strikt „antiautoritären Erziehung“ hält dem Alltag in den Einrichtungen nicht stand und wird überall durch moderatere Konzepte ersetzt.
- Ausmaß und Intensität der Elternabende gehen überall auf ein Maß zurück, das mit anderen Anforderungen des Lebens kompatibel ist.

Erhebliche Unterschiede gibt es in anderen Bereichen:

Soziale Durchmischung

Die eindimensionale soziale Zusammensetzung der Elternschaft wird von den Initiativen intern selbst frühzeitig problematisiert. Sie widerspricht den gesellschaftspolitischen Vorstellungen, denen sich die Mehrzahl der Akteure verpflichtet fühlt. In dieser Frage mischt sich auch der Träger, der als Nachbarschaftsheim offen für alle sein will, behutsam, aber nachdrücklich ein: Der Mittelhof stellt einen Teil seines Geländes für den Neubau einer Kindertagesstätte zur Verfügung, die er ausdrücklich in eigener Regie nicht zuletzt deswegen betreiben will, um die Einhaltung des Prinzips einer sozialen Durchmischung garantieren zu können, die Auswirkungen z.B. auf Öffnungs- und Schließzeiten, aber auch auf Mitbestimmungsformen hat. Der Mittelhof will ein Beispiel geben, das erklärtermaßen als Vorbild für Kindertagesstätten in öffentlicher Trägerschaft wirken, das aber sicher auch die Entwicklung der Initiativkita beeinflussen soll.

Im Gegensatz zu den Einrichtungen unter dem Dach des Mittelhof hat eine Mehrzahl von Elterninitiativkindertagesstätten bis heute in dieser Hinsicht keinen Durchbruch geschafft. Arbeitnehmerunfreundliche Öffnungszeiten und zusätzliche Elternbeiträge sind die Regel und ein Indiz für eine weiter bestehende soziale Schieflage.

Machtfragen

Mit der Zuständigkeit des Mittelhof für die formal-rechtlichen Aspekte der Einrichtungen ist eine erhebliche Entlastung der Eltern verbunden, die Funktionen in deren Selbstverwaltung übernehmen. Die Hürde, sich als Elternvertreter (an der Schnittstelle zum Träger) zur Verfügung zu stellen, ist sehr viel niedriger, als die, ein Vorstandsamt (die meisten anderen Kinderläden haben die Rechtsform eines eingetragenen Vereins) mit allen dazu gehörenden Risiken und Nebenwirkungen zu übernehmen.

Die formal höhere rechtliche Verantwortung der Elterngruppen in den eigenständigen Kinderläden hat in der Realität oft eine starke Binnendifferenzierung zur Folge, weil ein Teil der Eltern (die Vorstände) im Konfliktfall über erheblich mehr Macht verfügt als der Rest. In den Mittelhof-Eikitas gibt es ein vergleichbares Machtgefälle nicht: alle Eltern haben gleiche Rechte, Funktionsträger wie Elternvertreter oder Kassenwart sind nur wenig herausgehoben. Eltern müssen keine besonderen Experten sein, um sich für diese Ämter zur Verfügung zu stellen, ein Beitrag zur Beseitigung sozialer Schieflagen in den Entscheidungsstrukturen.

Verwaltungstechnisches

Im Mittelhof-Modell einer sich teilweise überschneidenden und teilweise geteilten Verantwortung zwischen Träger und Elterninitiative (das in dieser Form Bestand bis zum Jahre 1999 hatte) gab es sehr überschaubare und praktikable Verfahren der Mittelbewirtschaftung. Der Träger empfing die öffentlichen Zuschüsse, mit denen er Personal, Raum- und Betriebskosten sowie Anteile seiner eigenen Verwaltungskosten finanzieren konnte. Der Rest wurde an die Elterngruppe überwiesen, die mit diesem Geld und den Elternbeiträgen, die sie selber einzog, sämtliche „steuerbaren“ Ausgaben der Einrichtung bestreiten konnte (falls, was auch vorkam, die Fixkosten des Trägers den Zuschuss überstiegen, wurde dessen Minus in umgekehrter Richtung von der Elterngruppe ausgeglichen).

Mit der Bewirtschaftung der solchermaßen überschaubar gemachten Mittel für die Einrichtung war deren Selbstverwaltung nicht überfordert, so dass alle wesentlichen Entscheidungen auch über die Finanzen auf den (monatlichen) Elternabenden gefällt werden konnten. Auch für den Träger hielt sich der Verwaltungsaufwand auf diese Weise in sehr überschaubaren Grenzen.

Wieder lässt sich im Vergleich das paradoxe Ergebnis feststellen, dass im Mittelhof-Modell die formal geringere Finanzverantwortung der Eltern zu einem höheren Maß an realen Entscheidungen über die Mittelverwendung führt als in den rechtlich eigenständigen Kinderläden, wo sich in der Regel die Mehrheit der Eltern überfordert fühlt und die Entscheidungen einer kleinen Teilgruppe überlässt.

Arbeitgeberfunktion als Schnittstelle

Bei aller Doppeldeutigkeit der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Mittelhof als Träger und „seinen“ Eikitas (handelt es sich im Kern um selbst verantwortete Initiativen, die sich des Mittelhof als eines Verwaltungshelfers bedienen oder handelt es sich um unselbständige Untergliederungen, denen der Träger ein vergleichsweise hohes Maß

an Mitbestimmungsrechten eingeräumt hat?) ist eine Rollenzuweisung nie umstritten: der Mittelhof ist im arbeitsrechtlichen Sinn Anstellungsträger der Beschäftigten. Im Laufe der Jahre stellt sich heraus, dass es insbesondere diese Funktion ist, die eine verbindliche Schnittstelle zwischen Träger und Einrichtungen darstellt, weil an diesem Punkt die wirklich relevanten Abstimmungsprozesse zwischen allen Beteiligten stattfinden.

Schließlich sind es die Beschäftigten, die Tag für Tag mit den Kindern zusammen sind und den Charakter der Einrichtungen prägen. Im Mittelhof-Modell werden sie von zwei Seiten in die Pflicht genommen: vom Träger und von den Eltern, die von ihnen erwarten, Beschlüsse der Elternversammlung als des höchsten Entscheidungsorgans der Einrichtung umzusetzen.

Was auf den ersten Blick wie eine erhebliche Zusatzbelastung der Erzieher/innen aussieht, erweist sich in der Praxis der Einrichtungen im Gegenteil als Entlastung – und als entscheidender Vorteil dieser Konstruktion im Vergleich zu den rechtlich selbständigen Kinderläden, wo sich die Erzieher/innen nicht selten mehr als einem Dutzend Menschen gegenüber sehen, die sich jede/r als gleichberechtigte Arbeitgeber verstehen und die zwar darin übereinstimmen, dass sie mit dem Personal unzufrieden sind, aber dafür zum Teil diametral entgegengesetzte Gründe haben und entsprechend unterschiedliche Lösungen fordern. Verschärfend kommt hinzu: die Erzieher/innen haben wegen des Kleinbetriebscharakters der Einrichtung keinen gesetzlichen Kündigungsschutz!

Im Mittelhof-Modell werden solche Mechanismen relativiert und abgefedert. Es gibt einen in der Konstruktion liegenden Zwang zur Übereinstimmung zwischen Elternselbstverwaltung und Träger in allen Fragen, die das Personal betreffen bei:

- der Neueinstellung von Betreuungspersonal (die Eltern treffen die Auswahl, der Träger muss zustimmen, weil er die Arbeitsverträge abschließt)
- Urlaubsregelungen (im Konfliktfall)
- Arbeitsaufträgen (im Konfliktfall)
- Abmahnungen (der Träger muss überprüfen, ob Vorwürfe schwerwiegend genug für einen solchen Schritt sind)
- Kündigungen (hier liegt ein hohes Risiko beim Träger, der deswegen besonders interessiert sein muss, zu einvernehmlichen Lösungen zu kommen).

In der von mir mit erlebten Praxis von ca. 10 Jahren in zwei solchen Mittelhof-Einrichtungen sind all diese Konflikte irgendwann aufgetaucht. Manchmal waren die dadurch ausgelösten Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse lästig, aber es ist dadurch nie zu einer sich hochschaukelnden Eskalation gekommen und generell waren alle schließlich gefundenen Lösungen besser als die ersten Positionierungen der einen oder anderen Seite. Während der ganzen Zeit gab es übrigens meines Wissens nie eine abschließende und/oder schriftlich niedergelegte Klärung der Frage, bei wem eigentlich die „Dienst- und Fachaufsicht“ läge. Beide Seiten gingen offenbar davon aus, diese Zuständigkeit zu haben. Im Ergebnis war das nicht schlecht und allemal besser als die denkbare Alternative einer gegenseitigen Ablehnung von Verantwortung und das Zuschieben des „Schwarzen Peters“ an die jeweils andere Seite.

Das Ende des „Mittelhof-Modells“

Mit der Einführung des Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz in den 90er Jahren änderten sich die Rahmenbedingungen für die Kindertagesbetreuung grundlegend. Für 3-6jährige Kinder gab es jetzt eine staatliche Betreuungsgarantie. Da sich diese (in Berlin) nur bei nachgewiesenem besonderen Bedarf auf mehr als einen Halbtagsplatz bezog, wurde ein Antrags- und Genehmigungsverfahren bei der Kommune eingeführt. Auch die Eltern aus den Initiativen mussten den Weg gehen, beim Bezirksamt einen entsprechenden Antrag zu stellen, wenn ihre Einrichtungen weiter von staatlicher Förderung profitieren wollten. Das galt für die Kinderläden genauso wie für die Eikitas unter dem Dach des Mittelhof. Diese indirekte staatliche Einflussnahme auf die Belegung der Kitas hatte mental weit gehende Konsequenzen. Die Elterninitiativen leiteten ihr Selbstverständnis nicht mehr länger aus der Selbsthilfe im Sinne von Eigenaktivität zur Beseitigung eines Mangels ab sondern sahen sich als Umsetzer einer vom Staat beauftragten Leistung.

Auf dem Markt der Kindertagesbetreuung beginnt der Prozesse einer Umwertung der Werte, der den ganzen Bereich massiv beeinflusst. Die Anbieter von Kindertagesstätten sehen sich einer wachsenden Anspruchshaltung der „Kunden“ gegenüber – Elternmitwirkung wird unter Konkurrenzgesichtspunkten zum Negativfaktor. Wer auf dem Markt bestehen und seine Plätze belegen will, muss sich auf das veränderte Konsumentenverhalten einstellen.

In Berlin verschärft sich das noch einmal im Jahre 1999 mit der Einführung eines unmittelbar leistungsbezogenen Finanzierungssystems, bei dem – anders als vorher – schon der für einen Monat nicht belegte Platz zu einem ernsthaften Problem für die finanzielle Stabilität der Einrichtungen werden kann.

Der Mittelhof sieht sich in seiner Trägerfunktion gezwungen, wegen der enorm gestiegenen betriebswirtschaftlichen Risiken die Verwaltung „seiner“ Eikitas mehr und mehr zu zentralisieren. Die Einrichtungen stellen sich ihrerseits auf die veränderte Marktlage ein. Und so werden, zumindest in der Eikita, in die einmal meine Töchter gegangen sind, nach und nach die Elterndienste abgeschafft:

- Putzen ist nicht mehr erforderlich
- das Mittagessen wird nicht mehr reihum von den Eltern zubereitet, sondern von einer Großküche angeliefert
- die Verbindung zwischen Träger und Einrichtung läuft nicht mehr über den/die Elternvertreter/in sondern über eine Erzieher/in, die zur Leiterin der Einrichtung ernannt wurde.

Die Einrichtung hat ihren Zwittercharakter verloren, die Zuständigkeiten sind klar geregelt.

Fazit

Ich habe den Eindruck, dass die Qualität der pädagogischen Arbeit in allen Kitas des Mittelhof, auch in den ehemaligen Eltern-Initiativ-Kindertagesstätten in seiner Trägerschaft, durch den Professionalisierungsschub der letzten Jahre sehr gewonnen hat. Energien, die vorher manchmal von den komplizierten Abstimmungsnotwendigkeiten verbraucht wurden, können jetzt voll in die Arbeit einfließen. Die Kinder profitieren davon mit Sicherheit.

Der Mittelhof war gut beraten, wenn er als „lernende Organisation“ die sich verändernden Rahmenbedingungen registrierte und auf sie reagierte, statt an Modellen festzuhalten, deren Zeit abgelaufen war. Aber dem Chronisten, der neben allem Stress und Chaos auch die positiven Energien erlebt hat, die im nachhaltigen Engagement der Eltern für eine gute Betreuung ihrer Kinder frei gesetzt wurden, sei gestattet, auch mit etwas Wehmut an diese Zeit zurückzudenken.

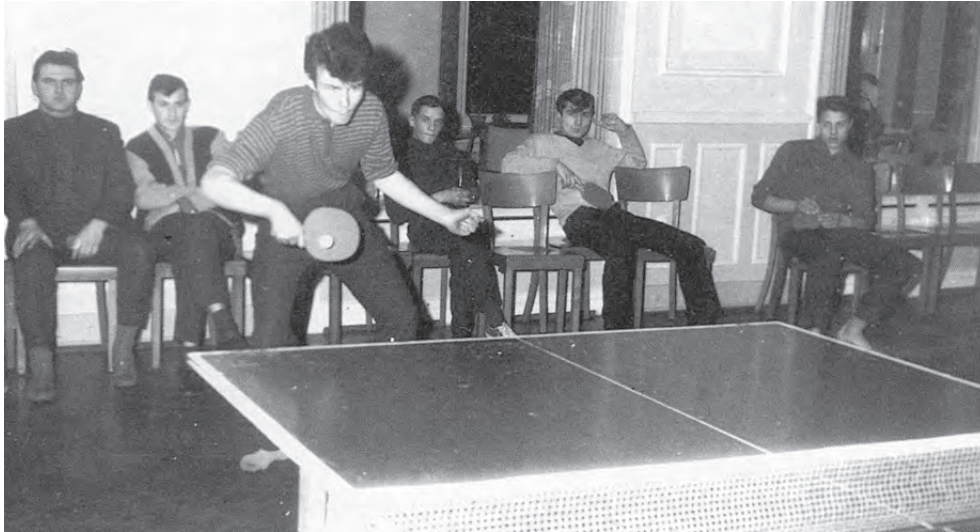
Insbesondere in einer Hinsicht hat das Mittelhof-Modell wie selbstverständlich Sekundäreffekte hervorgebracht, die heute über Elternarbeit wieder belebt werden sollen: Eltern haben sich freiwillig engagiert und in ihrem gemeinsamen Handeln tragfähige Netze untereinander geknüpft, die weit über den Bereich der Kindererziehung und -betreuung hinaus Bestand hatten – im Sinne guter Nachbarschaft, gegenseitiger Hilfe und bürgerschaftlicher Initiative. Die Besinnung auf viele gute Traditionen in den Mittelhof-Eikitas mag dabei helfen, diese Ziele auch unter den veränderten heutigen Bedingungen zu realisieren.

Quellen:

- Bericht über die Arbeit im Nachbarschaftsheim Mittelhof vom 12. Juni 1947 bis 31. Dezember 1948, Berlin 1949 (Faksimilenachdruck Berlin 2001)
- Sigurd Agricola, Elternselbsthilfe ermöglicht außerfamiliäre Erziehung, Rundbrief Verband Deutscher Nachbarschaftsheime, Heft 5 1968 (Rundbrief 5-68), S.1-3
- Rundbrief Verband Deutscher Nachbarschaftsheime, Heft 4 1970 (Rundbrief 4-70) mit folgenden Artikeln:
- Elternselbsthilfekreis im Nachbarschaftsheim Mittelhof, S. 1-2
- Eltern-Kindergruppe Fischtal, S. 3-4
- Eltern-Kinder-Gruppe Düppel-Süd, S. 4-5
- Suzanne Seeland, 25 Jahre Nachbarschaftsheim Mittelhof, Rundbrief Verband für sozial-kulturelle Arbeit, Heft 4 1972 (Rundbrief 4-72), S. 22-29

Holzhaus, Gemeindекeller und zurück Der Mittelhof als Kooperationspartner der Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd

Gerd Schmitt



Wer an den Mittelhof denkt, dem fällt alles andere als Offene Jugendarbeit ein: Kindertagesstätten, Stadtteilzentrum, Freiwilligenarbeit und rauschende Feste in herrschaftlicher Villa. Beim genaueren Hinsehen und beim Rückblick auf die letzten 60 Jahre gab es sie doch: die Jugendarbeit in den unterschiedlichsten Formen: die Jugendleiterseminare und der internationale Austausch der fünfziger, die Tanzabende, Funker-Foto- und Werkgruppen der sechziger und die ambulanten Hilfen für straffällig gewordene Jugendliche in den 80er Jahren und: Schönower.

11 Jahre, von 1975 bis 1986, war der Mittelhof in Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde Schönower Träger einer ausgedehnten Offenen Jugendarbeit, die sich bewusst an sozial benachteiligte Jugendliche in Zehlendorf-Süd wandte, einem Stadtteil, der immer wieder zumindest im Zehlendorfer Spektrum als sozialer Brennpunkt ausgewiesen wird. Heute, 20 Jahre später, ist die Region nach dem Mord an einem 7-jährigen Jungen durch seinen 15-jährigen Nachbarn, wieder ins öffentliche Blickfeld gekommen.

Und auch der Mittelhof ist nicht erst durch dieses Ereignis wieder in der Region aktiv: Am monatlichen Runden Tisch und auch in der Übernahme neuer Verantwortung für die Jugendarbeit im Stadtteil. Im Vergleich mit anderen Arbeitszweigen des Mittelhof, den Kindertagesstätten, der Altenarbeit, der Selbsthilfe oder der Kulturarbeit scheint es der Jugendarbeit an Kontinuität zu mangeln - durchlebte sie immer wieder ihren Aufstieg und ihre Krisen - und ging manchmal auch sang- und klanglos zu Ende. Dafür gibt es mehrere Erklärungen: Jugendliche drücken stärker als alle anderen Altersgruppen gesellschaftliche Veränderungen in ihren Lebensstilen, Protestformen und sozialem Verhalten aus und sind ständig auf der Suche nach eigenen Kulturformen. Dieser Entwicklung läuft die sozialpädagogische Jugendarbeit einerseits hinterher und versucht andererseits sie auch zu beeinflussen. Eine eher strukturierte und mit langfristig angelegtem Konzept ausgestattete Jugendarbeit, wie sie etwa in Kindertagesstätten durch eine professionelle Betriebsorganisation und fachliche Mindeststandards zur Regel geworden ist, blieb zumindest für

Holzhaus, Gemeindekeller und zurück
Der Mittelhof als Kooperationspartner der
Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd

den hier betrachteten Zeitraum weitgehend Fehlanzeige. Die Improvisation von Räumen, Angeboten, wechselnden Zielgruppen, Methoden und Medien, und vor allem dem pädagogischen Personal – ein großes Experimentierfeld.

Im Überblick: Jugendarbeit des Nachbarschaftsheim Mittelhof

Jugendgruppenarbeit (1947-1959)

„Demokratie als Modell“: Der Jugendrat; „Jugendherberge“ in Selbstorganisation, die für Jugendwochenenden und Internationale Studentenseminare genutzt werden konnte. Freiwillige Arbeitswochenenden der Mittelhof-Jugend zur Renovierung von Wohnungen älterer und bedürftiger Menschen in Zehlendorf.

Schwerpunkt: Gruppenleiterausbildung als Multiplikatorenschulung für die Mitarbeit in Organisationen außerhalb des Mittelhof. Letzteres wurde immer schwieriger, da die Jugendlichen sich nur schwer von der vertrauten Mittelhofgemeinschaft lösen konnten.

„Die Konzentration der Jugendarbeit auf Gruppenleiterkurse hatte dazu geführt, dass die Gruppen zur intellektuellen Seite tendieren, so dass nicht intellektuellen Jugendlichen wenig geboten werden konnte.“ (40 Jahre Mittelhof, Berlin 1987, S. 62)

Jugendarbeit im Widerspruch (1960-1969)

Offene Jugendarbeit mit Tanzabenden und Dicso-Keller sowie eine vielseitige Gruppenarbeit: Tanz, Musik, Kabarett, Tischtennis, Gymnastik, Radio, Funk, Tischlerei. Die Jugendlichen der Offenen Arbeit unterschieden sich aufgrund ihrer sozialen Herkunft stark von den sonstigen „Gruppenjugendlichen“, was zunehmend zu Spannungen innerhalb der Jugendarbeit führte; die Neuorientierung der gesamten Mittelhofarbeit hin zur Gemeinwesenarbeit machte auch nicht vor der Jugendarbeit halt und führte zu ihrer vorläufigen Beendigung. „Der politische Aufbruch der Studentenbewegung hatte das Berufsverständnis der Sozialarbeiter deutlich erschüttert. Traditionelle Erziehung, Betreuung, Musizieren und Basteln wurden als alte Hüte aus dem Arsenal der bürgerlichen Sozialisation belächelt und für die eigene Arbeit abgelehnt. An die Stelle des helfenden und betreuenden Sozialpädagogen sollte der beratende Gemeinwesenarbeiter treten, der die aktiven Teile der Bevölkerung in ihrem Streben nach Selbstorganisation unterstützt. („40 Jahre Mittelhof“, a.a.O., S. 71 / 72)

Offene Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd in Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde Schönnow (1975 - 1986)

Hilfen für straffällige Jugendliche (1980 - 1997)

Kooperationsprojekt mit der Jugendgerichtshilfe zur sozialpädagogisch begleiteten Ableistung von Freizeitarbeiten und Betreuungsweisungen in Kleingruppen (Hausmeistergruppe, Druckereigruppe, Backgruppe, Fahrradwerkstatt) und der jährlichen Projektreise

Schönow- ein Beispiel erfolgreicher Kooperation in der Offenen Jugendarbeit

Mittelhof sucht Gemeinwesenarbeiter

Als ich im September 1975 meine erste Stelle als Sozialpädagoge im Nachbarschaftsheim Mittelhof antrat, erwartete mich ein freundliches „progressives“ Leitungsteam bestehend aus vier Sozialarbeitern und zwei Verwaltungsmitarbeiterinnen mit dem weitläufigen Arbeitsauftrag, erstmal eine umfassende Bestandsaufnahme der sozialen Arbeit im Bezirk anzufertigen, um danach zu entscheiden, wo ein Neuanfang in der Arbeit mit „randständigen Jugendlichen“ sinnvoll sei. Als Startkapital konnte ich auf die „Fakten-sammlung“ aus dem Jahr 1969 zurückgreifen, mit dem der Mittelhof in die Ära der Gemeinwesenarbeit startete. Gemeinwesenarbeit war das tragende Arbeitsprinzip dieser Jahre, dem sich alles unterzuordnen hatte – bisweilen wurde allerdings eine Methode zum Arbeitsinhalt pervertiert.

Dieses unterschiedliche Verständnis von Gemeinwesenarbeit wurde zum Dauerkonflikt des Mittelhof-Teams in den kommenden Jahren – ohne dass der Verein mit seinen Organen davon wesentlich berührt wurde.

Der folgende Auszug aus dem Sachbericht für das Jahr 1976 verdeutlicht den Dissens: „Der Arbeitsansatz des Gemeinwesenarbeiters besteht hierbei wesentlich in der Initiierung und Planung von jugendpflegerischen Aktivitäten. Es ist nicht seine Aufgabe durch persönlichen sozialpädagogischen Einsatz die Arbeitsbereiche selbst abzudecken, die von den dafür vorgesehenen Institutionen nur partiell und oft am Interesse der Jugendlichen vorbei ausgefüllt werden.“ (Anlage zur Bilanz 1976, Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V., S.5)

Von diesen Auseinandersetzungen noch unbelastet konnte ich mir im Herbst 1975 die nötige Zeit nehmen, eine Stadtteiluntersuchung durchzuführen und dabei in Interviews vor Ort die sozialen Institutionen des Bezirks nach Arbeitsauftrag, Inhalten, Problemen und Perspektiven zu befragen. Aber nicht aus einer abgeschlossenen Untersuchung und einer anschließenden Auswertung ergab sich der neue Einsatzort, sondern aus einer Begegnung besonderer Art.

„Sie schickt der Himmel“

Nach einer Reihe von Interviews hatte ich mit dem Pfarrer E. der evangelischen Kirchengemeinde Schönow einen weiteren Termin vereinbart. Wir trafen uns in seinem Pfarrhaus am Teltower Damm. Mit großer Offenheit berichtete er über die Bemühungen der Gemeinde, Jugendlichen mit Alkohol- und Drogenproblemen einen selbstverwalteten Treffpunkt anzubieten, dabei aber ständig an fachliche und personelle Grenzen zu stoßen.

Der Sozialarbeiter der Gemeinde, als einziger für die Jugendarbeit zuständig, fühle sich isoliert und von der Arbeit so überfordert, dass er für eine zeitweise Schließung des Jugendhauses eintrete. Hier sei der Ort, an dem der Mittelhof sich sinnvoll engagieren

Holzhaus, Gemeindekeller und zurück
Der Mittelhof als Kooperationspartner der
Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd

könne und auf einen kooperationswilligen Partner stoße. „Sie schickt der Himmel.“ Es folgte eine erste Einladung in den Jugendkeller der Gemeinde, aus Hospitationen wurden regelmäßige Einsätze und die Kooperation nahm ohne schriftliche Vereinbarung ihren Lauf.

Schönow, ursprünglich der Name eines kleinen Dorfes im Kreis Teltow, lebt heute noch in der Straße Alt-Schönow im äußersten Süden des Bezirks Zehlendorf fort. Das Einzugsgebiet der heutigen evangelischen Kirchengemeinde Schönow umfasst darüber hinaus den ganzen Stadtteil Zehlendorf-Süd begrenzt durch Nieritzweg im Norden, Dahlemer Weg im Osten, Teltowkanal im Süden und damals der Grenze zur DDR im Westen. „Es ist seit langem ein sozialer Brennpunkt innerhalb des sonst recht gut situierten bürgerlichen Bezirks. In den Siedlungen von Telefunken / AEG, Gehag, Neue Heimat und Hilfswerk leben vorwiegend mittlere und kleine Angestellte sowie Arbeiter. Zwischen den Siedlungen und dem Teltower Damm überwiegen dann jedoch wieder Ein- und Zweifamilienhäuser. Dass es hier im „grünen Zehlendorf“ eine Anhäufung verschiedenster sozialer Probleme gibt, blieb lange Zeit von der Öffentlichkeit kaum beachtet. Doch seit etwa zehn Jahren registrieren Familienfürsorge, Jugendförderung und Kirchengemeinden die besondere Problemlage von Familien in diesem Stadtteil. „Eingeklemmt in einen bürgerlichen Bezirk mit hohem Ober- und Mittelschichtsanteil ist der Konkurrenz- und Leistungsdruck auf die Familien in Zehlendorf-Süd besonders groß.“ (Rundbrief 1/1980 des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V. S.4/5)

Das Holzhaus - ein mühevoller Anfang

„Der Gemeindegemeinderat stellt den Jugendlichen der Gemeinde Schönow und ihren Freunden täglich zwischen 16 und 23 bzw. 24 Uhr die Kellerräume des Holzhauses sowie den Toilettenraum im ersten Stock des Holzhauses und den Garten zur Verfügung, damit sie dort ihre Freizeit verbringen können. ... Schlüssel werden nur an von den Jugendlichen gewählte und vom Gemeindegemeinderat bestätigte Jugendliche ausgegeben.... Spirituosen dürfen nicht mitgebracht oder getrunken werden, Drogenkonsum muss unterbleiben. Es bleibt den Jugendlichen selbst überlassen, in welchen Abständen sie die benutzten Räume im Keller aufräumen und reinigen... Luftdruckgewehre dürfen nicht mit aufs Gelände genommen werden, Explosionen und größere Feuer sind auf dem Grundstück nicht erlaubt. Kleinere Feuer dürfen nur an der dafür vorgesehenen Stelle bei Tageslicht gemacht werden. Brennstoff darf nur trockenes Holz und Kohle sein. Nach Anbruch der Dunkelheit sind nur noch kleinere Grillfeuer erlaubt.“

Soweit ein Einblick in einige Benutzungsregeln, die Anfang 1976 vom Gemeindegemeinderat verabschiedet wurden. Schönow war eine sozialpolitisch engagierte Gemeinde, die wie viele evangelische Gemeinden dieser Jahre (Leuchtturm „Haus der Mitte“ in Gropiusstadt unter der Schirmherrschaft von Heinrich Albertz) in der Unterstützung der Offenen Jugendarbeit eine notwendige Aufgabe sahen, die Gemeinde für sozial Benachteiligte und Arbeiter zu öffnen und dafür auch „Belästigungen“ und provozierende Umgangsformen der Jugendlichen in Kauf zu nehmen.

Die ersten Monate kratzten heftig an meinem beruflichen Selbstverständnis. Den Jugendlichen missfiel die Anwesenheit eines neuen Sozialarbeiters – was hat er vor? Wird

unser Refugium beschnitten? Wie hält er es mit dem Kiffen? Den Gemeindesozialarbeiter haben wir gerade erfolgreich herausgegrault, und jetzt der, was will dieser Mittelhof hier?

Das Misstrauen wich nur langsam – Geduld, Gespräche, mit denen, die sie immer mehr suchten und Auseinandersetzungen um Regeln. Ohne den parallelen Aufbau einer neuen Offenen Jugendarbeit mit jüngeren Jugendlichen im benachbarten Gemeindekeller, hätte ich längst das Handtuch geworfen. Was sich unter erstrebenswerten Zielen wie Selbstverwaltung und Unterstützung sozial benachteiligter Jugendlicher zu einem förderlichen Ort für Konsum und Handel mit Drogen entwickelt hatte, wurde immer offensichtlicher. Mit meiner kontinuierlichen Anwesenheit schwand diese „Attraktivität“ und als es wenige Monate später gelang, ein Team mit einem zweiten Sozialarbeiter, einer Praktikantin und mehreren Ehrenamtlichen aufzubauen, fiel der Treffpunkt in sich zusammen.

Offene Jugendarbeit

Disco, Gruppen und (Abenteuer)fahrten

„Im Zentrum der Offenen Jugendarbeit stehen zwei Offene Abende in der Woche, die von der Vorbereitungsgruppe (ca. 15 Jungen und Mädchen im Alter von 14 – 17 Jahren) in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern organisiert werden. In einer Mischung von Diskothek und Jugendcafe verbringen etwa 50-70 Jugendliche aus der näheren Umgebung Zehlendorf-Süds hier ihre Freizeit. ... so sind mit Hilfe der pädagogischen Mitarbeiter aus der Offenen Arbeit heraus Gruppen aufgebaut worden, die sich wöchentlich mehrere Stunden treffen: Mädchengruppe, Vorbereitungsgruppe, Zeitungsgruppe, Holzhaus-Club, Jungengruppe und Arbeitslosengruppe. Die Jugendlichen gehen in der Mehrzahl entweder in die 9. oder 10. Klasse der Leistikow - Oberschule (einzige Hauptschule in Zehlendorf, 2006 aufgelöst), Pestalozzi-Schule (Sonderschule) oder sind Auszubildende im 1. oder 2. Lehrjahr, insbesondere KFZ Handwerker, Bäcker, Maler und Verkäuferinnen. Es hat sich gezeigt, dass insbesondere Arbeiterjugendliche, aber zunehmend auch Jugendliche aus der Mittelschicht, sich nicht von traditioneller Gruppenarbeit angesprochen fühlen, sei es aus negativen Erfahrungen mit Gruppenarbeit in der Schule oder überhaupt eine Abwehr gegen Verbindlichkeit.... Der Aufbau von Gruppen aus der Offenen Arbeit heraus muss bei den wahrgenommenen Bedürfnissen der Jugendlichen anfangen und nicht bei den emanzipatorischen Zielvorstellungen der Pädagogen“ (Internes Projektpapier 1977).

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit lag in der Planung und Durchführung von Freizeiten und Wochenendseminaren 1977: drei Wochenendseminaren, zwei Freizeiten, davon ein 14tägiges Sommerlager im Teutoburger Wald.

Die tägliche Bedrohung: Angst und Gewalt

Im Rückblick bleibt die erste große Zeit der Offenen Jugendarbeit neben vielen hoffnungsvollen Entwicklungen wie erlebnispädagogische Freizeiten, Aufbau von geschlechtsbewusster Arbeit in Mädchen- und Jungengruppen, Schulsozialarbeit mit jüngeren Jugendlichen, Übernahme von Verantwortung auf dem Jugendzeltplatz Bäkewiese oder in

Holzhaus, Gemeindekeller und zurück
Der Mittelhof als Kooperationspartner der
Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd

der Durchführung großer Musikveranstaltungen auch mit dem Gefühl einer über Jahre gehenden dauerhaften Bedrohung verbunden, die im wesentlichen von einem Jugendlichen ausging, der bereits einige Jahre vor unserem ersten Zusammentreffen begonnen hatte, zusammen mit einer kleinen Gruppe von 1 bis 2 weiteren Jugendlichen Gleichaltrige und Mitarbeiter der pädagogischen Einrichtungen im Umfeld zu drangsalieren.

„Peter P. gilt im hiesigen Verwaltungsbezirk, begrenzt auf seine unmittelbare Wohngegend in Zehlendorf-Süd, seit Jahren als „Problemfall“, da er sich gegenüber Alterskameraden und auch Mitarbeitern der Jugendfreizeiteinrichtungen unter Einfluss alkoholischer Getränke aggressiv verhielt und zum Schutze der Offenen Jugendarbeit ihm mit kurzen Unterbrechungen immer wieder Hausverbot erteilt werden musste. Im nüchternen Zustand konnten mit ihm dann wieder Gespräche geführt werden, die die Hoffnung auf Veränderungen zuließen. Zu wirklich dauerhaften und wirkungsvollen Schritten, wie etwa Teilnahme an einer jugendlichen Alkoholikergruppe, Heimunterbringungsmaßnahmen etc. konnte er sich in der Vergangenheit nicht entschließen. Er wurde in dieser Haltung indirekt von den Eltern bestärkt, die sich völlig passiv verhielten und den Umfang der sichtbar gewordenen Gefährdung ihres Sohnes nicht sahen oder nicht sehen wollten.“ (Schreiben der Jugendgerichtshilfe vom März 1978, der Name des Jugendlichen ist abgeändert.)

Unser damaliges „gestörtes“ Verhältnis zur Polizei (Grundsatz der ersten Jahre: Keine Polizei bei Konflikten einschalten, sonst ist das Vertrauensverhältnis zu den Jugendlichen zerstört) gepaart mit der eigenen Selbstüberschätzung, dass unser parteiisches Eintreten für randständige Jugendliche, die ohne ihr eigenes Zutun von ungerechten gesellschaftlichen Umständen betroffen seien, diesen die Augen öffnen und sie ihr Leben selbst korrigieren ließen, erwies sich in der Folge als ein fataler Irrtum.

Wenn es gelänge, diesem Jugendlichen mit unerschütterlichem Vertrauen zu begegnen und ihm unsere solidarische Hilfe anzubieten, ungetrübt von Kooperationen mit Polizei und Jugendamt, dann könnte nicht nur er gewonnen werden, sondern auch der harte Kern zu Gewalttätigkeit neigenden Jugendlichen im Stadtteil.

„Der zunehmende Problemdruck auf die Jugendlichen (gestiegene schulische Leistungsanforderungen, fehlende Lehrstellen, fehlende attraktive Arbeitsplätze) hat die Aggressionsbereitschaft und die Flucht in Drogen insbesondere Alkohol weiter verschärft.“ (Anlage zur Bilanz des Nachbarschaftsheim Mittelhof 1977, S. 4)

Als nach drei Jahren fortgesetzter Gewaltandrohungen, Körperverletzungen auch gegenüber uns Mitarbeitern und Zerstörungen in alkoholisiertem Zustand, unsere Hoffnung auf Besserung schwand, schalteten wir selbst Polizei und Justiz ein und stellten einen Strafantrag. Als Schutzhelfer in der Jugendstrafanstalt Plötzensee und freiwilliger Vollzugshelfer in der JVA Tegel blieb der Kontakt noch über Jahre erhalten. Den scheinbar unaufhaltsamen Weg eines „Intensivstraftäters“ konnten wir nicht aufhalten.

Vernetzungen und Anbindungen

Dass neben der mühevollen Bewältigung des sozialpädagogischen Alltags die Gemeinwesenarbeit nicht auf der Strecke blieb, dokumentiert sich in der Einbindung in fachliche Arbeitskreise (u.a. im Ausschuss Offene Jugendarbeit der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg) und dem Aufbau eines Arbeitskreises der Jugendeinrichtungen in Zehlendorf – Süd. Dabei ging es uns mehr als nur um den tagesaktuellen Informationsaustausch. „Es ist jugendpolitisch unvertretbar, dass in unmittelbarer Nähe der Gemeinde ein komplett ausgestattetes bezirkliches Jugendfreizeitheim existiert (Haus Teltow*), dessen Jugendarbeit seit langem darniederliegt. Unsere Aufgabe muss es sein, die dort arbeitenden Kollegen in ihrer Praxis so zu unterstützen, dass eine zweite Einrichtung in Süd entwickelt wird, die Offene Arbeit macht und den einen oder anderen Schwerpunkt, den wir nicht noch innerhalb unserer Kapazitäten wahrnehmen können, aufzubauen. Hierbei sind sicher auch manche strukturelle Veränderungen bezirklicher Freizeitarbeit notwendig, die vom Bezirksamt und vom Jugendwohlfahrtsausschuss mit durchgesetzt werden sollten, etwa Regelung der Öffnungszeiten, mehr Flexibilität bei Arbeitszeiten, Wochenendfahrten usw. Die begonnene gemeinsame Diskussion mit den Einrichtungen (der Jugendförderung) lässt uns hoffen, dass die immer wieder beschworene Partnerschaft zwischen Trägern öffentlicher und freier Jugendhilfe nicht nur frommer Wunsch bleibt, sondern sich im Interesse der Kinder und Jugendlichen ein Stück weit realisieren lässt.“ (Projektbericht Offene Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd April 1978, S. 15).

Die Kooperationswünsche blieben nicht unerfüllt: Unsere Offene Jugendarbeit hatte mittlerweile eine wachsende Anerkennung im Stadtteil wie auch bei gesellschaftlichen Gruppen im Bezirk erlangt. Als etwa die Stelle des Heimleiters im benachbarten Jugendfreizeitheim 1978 neu besetzt wurde, zog uns die damalige Jugendstadträtin Erika Hess mit beratender Stimme in die Entscheidungsfindung mit ein. Ein Jahr später unternahmen beide Einrichtungen eine gemeinsame erlebnispädagogische Ferienreise mit 20 Jugendlichen durch Jugoslawien, was anschließend die wechselseitige Nutzung beider Einrichtungen durch die Jugendlichen sehr förderte.

Was in Schönow und wenigen anderen Orten in dieser Form der Kooperation praktiziert wurde, war mittlerweile auch Gegenstand von Planungsüberlegungen der Senatsjugendverwaltung geworden:

„Da viele Freizeitheime häufig leerstehen und ihre Programme an den Interessen Jugendlicher vorbeigehen, meint die Senatsverwaltung, dass eine Überprüfung der bestehenden Angebote notwendig sei. ... Um die Jugendlichen direkt anzusprechen, ist auch geplant, staatliche Jugendfreizeitheime in die Verantwortung von Jugendverbänden zu geben. Durch eine qualifizierte Mitbestimmung könne es den Jugendlichen so ermöglicht werden, ihre Interessen zu formulieren und durchzusetzen, sich also aktiv an ihrer Freizeitgestaltung zu beteiligen. Es ist auch daran gedacht, Verbundsysteme verschiedener Jugendeinrichtungen zu schaffen, um ein mehr stadtteilorientiertes Angebot zu ermöglichen. Bis jetzt arbeiten die verschiedenen Organisationen nach Ansicht der Senatsverwaltung eher nebeneinander.“ (Ausführungen der Senatorin für Familie, Jugend und Sport, Ilse Reichel, vor dem Landesjugendwohlfahrtsausschuss lt. Tagesspiegel vom 30.11.79)

Holzhaus, Gemeindekeller und zurück
Der Mittelhof als Kooperationspartner der
Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd

Auch die enge Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde Schönnow im Rahmen der Kooperation „Offene Jugendarbeit“ war für die Entwicklung einer sozialraumorientierten Arbeit höchst förderlich. „Reine Jugendfreizeitheime können oft nur schwer aus dem Ghetto Jugend hinaus, trotz propagierter und versuchter Elternarbeit. Eine Kirchengemeinde, soweit sie für alle Altersgruppen offene Strukturen anbietet, hilft, die Jugendlichen positiv mit den Problemen und dem Leben der Erwachsenen zu konfrontieren. Die Tradition ehrenamtlicher Mitarbeit in den Kirchen lässt sich zum Teil in der engagierten Teilnahme von Erwachsenen in der Jugendarbeit der Gemeinde fortsetzen.“ (Rundbrief 1/80, S. 4)

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter, die aus verschiedenen beruflichen Zusammenhängen kamen und vor allem lokale Kompetenz mitbrachten, hatten einen nicht unwesentlichen Anteil am Erfolg unserer Arbeit.

Generationswechsel und Personalwechsel – Konzeptänderung

Ab 1980 setzten neue Überlegungen ein, die bisherige Offene Jugendarbeit zu verändern.

1. „Im Jugendkeller war ein deutlicher Generationsumbruch festzustellen. Während die Besucher immer jünger wurden (12 bis 14 Jahre) waren alle verantwortlichen Positionen der Selbstverwaltung von den „alten Hasen“ besetzt. Eine langsame Umbesetzung scheiterte an beiden Seiten.
2. Der exzessive Alkoholkonsum eines kleinen Teils der älteren Jugendlichen schuf eine recht aggressive Atmosphäre, die einen immer größer werdenden Teil der Jugendlichen veranlasste, dem Keller fernzubleiben.
3. Die Belastung der Mitarbeiter während der wöchentlichen „Massenveranstaltungen“ (bis zu 180 Jugendliche am Abend) wurde mit der Zeit so groß, dass nur wenige Kräfte für die Gruppenarbeit übrig blieben.
4. Die Reduzierung der Mitarbeiter auf Ordnungsaufgaben wurde als immer unbefriedigender empfunden. Wir waren es satt, nur noch zu reagieren und wollten stattdessen selbst wieder kreativ in den Alltag im Jugendzentrum eingreifen.“ (Rundbrief 1/1981 des Verbands für sozial-kulturelle Arbeit e.V. S.16)

Wieder stand ein Neuanfang auf der Tagesordnung – jüngere Jugendliche drängten nach vorne – für ältere Jugendliche stand dringend eine Loslösung an, die sich durch das Angebot eines selbstverantworteten Gruppentreffpunkts im benachbarten Holzhaus realisierte.

Ins Zentrum der Offenen Arbeit rückte für die kommenden Jahre das Jugendcafé: „Das Café hat einen bedeutenden Stellenwert für die Offene Jugendarbeit bekommen. Es wurde zu einem Treffpunkt für jüngere Jugendliche im Stadtteil, überwiegend Haupt- und Realschüler....Die Jugendlichen fühlen sich im Café wohl, die Atmosphäre ist angenehm und gemütlich. Erstaunlich ist, dass bis jetzt kaum Wände oder Inventar beschädigt wurden. Die Identifikation ist deshalb so groß, weil die Jugendlichen das Café selbst umgebaut haben und an der Organisation beteiligt waren. (Rundbrief 1/81, S.18)

Die Kooperation schleicht sich aus

Mitte der achtziger Jahre hatte sich die Lage im Mittelhof gründlich verändert. Mittlerweile war im Haupthaus an der Königstraße ein boomendes Stadtteilzentrum entstanden, das mit seiner generationsübergreifenden und stark auf Freiwilligenarbeit und Selbsthilfe orientierten Grundlage das neue Gesicht des Hauses prägte. Gleichzeitig hatte sich das Projekt „Hilfen für straffällige Jugendliche“ im Nebenhaus stark erweitert und neue Akzente gesetzt. Als nach mehrmaligem Personalwechsel in Schönower auch bei den Jugendlichen ein neuer Generationswechsel anstand, entschied sich der Mittelhof, seine verbleibende Personalstelle zur Ausweitung des Stadtteilzentrums einzusetzen. Eine punktuelle Zusammenarbeit mit „Schönower“ hat es noch einige Jahre gegeben.

Die langjährige Kooperation von Nachbarschaftsheim und Kirchengemeinde hat über den Bereich der Jugendarbeit hinaus eine Reihe wertvoller Ergebnisse hervorgebracht, die zumindest für den Mittelhof sehr fruchtbar waren. So hat es aus den Erfahrungen der Verbindung von Jugendarbeit und Gemeindearbeit konzeptionelle Anstöße gegeben, die bei der Gründung des Stadtteilzentrums im Mittelhof leitend waren. Auch aus dem Kreis der Schönower Jugendleiter hat es etliche gegeben, die später als Freiwillige oder Honorarmitarbeiter im Mittelhof tätig wurden, einschließlich der Mitarbeit im Arbeitsausschuss. Für mich selbst konnte ich in diesen Jahren die Sozialraumorientierung der Jugendhilfe hautnah erfahren, mit weiterentwickeln und als Teil meines beruflichen Selbstverständnisses mitnehmen. Die Offenheit des Mittelhof, die ich anfänglich als fachliches Vakuum erfuhr, erwies sich am Ende als eine große Chance, neue Wege in der Jugend- und Stadtteilarbeit zu gehen und daran mitarbeiten zu können, den Mittelhof wieder zu einem der bedeutenden Berliner Nachbarschaftshäuser werden zu lassen.

* Haus Teltow, später Floyd. Ab 2008 Mehrgenerationenhaus des Mittelhof – eine Kooperation mit dem Jugendamt Steglitz-Zehlendorf. Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Erziehung in beiden Berlins *Eine pädagogische Begegnung im Januar 1990*

Barbara Tennstedt



Eine persönliche Vorgeschichte

Ich hatte mit einer Gruppe Westberliner PädagogInnen, die alle etwas mit Kinderbüchern zu tun hatten im Sommer 1989 nach China reisen wollen. Angesichts der blutigen Zerschlagung der Demokratiebewegung im Juni 1989 entschlossen wir uns, diese Reise erstmal nicht anzutreten.

Ich hatte mir für den Sommer mehrere Wochen Urlaub organisiert, mit denen ich nun was anfangen wollte. Es sollte etwas Besonderes werden, ich hatte ja Zeit und entschied mich für eine ausgedehnte Radtour. Ich startete in München und fuhr über Passau und Wien nach Budapest.

Je weiter ich in Ungarn war, desto mehr wurde ich förmlich überrannt von dem, was sich in diesem Sommer in Ungarn abspielte. Das Land war voller Deutsche. Die meisten kamen aus der DDR und suchten nach Wegen rauszukommen. Sie machten waghalsige Manöver, um über die halb geöffnete Grenze zu gelangen oder standen in Budapest zu Tausenden vor der bundesrepublikanischen Botschaft, um an Pässe zu kommen. Am 13. August fotografierte ich die Aktion einiger ungarischer Autonomen, die auf einem Budapester Platz symbolisch die Berliner Mauer durchbrachen. Ich kam nach Hause und berichtete von dieser merkwürdigen Aktion, die keine drei Monate später Realität war.

Die Anzeige

Die Mauer war weg – aber wie sah die Welt dahinter wirklich aus und was hatte sie mit der unseren zu tun? Diese Frage bewegte Gisela Hübner und mich, und so machte ich mich auf den Weg nach Ostberlin (noch mit Eintrittsgeld), um in der Berliner Zeitung die folgende Anzeige aufzugeben:

**X Treffen über:
Erziehung in beiden Berlins:**

Wir sind Sozialpädagoginnen im westlichen Berlin und arbeiten entweder in Kindergärten und Jugendeinrichtungen oder machen Beratung und Fortbildung. Wir wollen Euch, die Ihr im östlichen Berlin in ähnlichen Bereichen arbeitet, treffen.

Deswegen laden wir Euch ein, zum Frühstück und Kennenlernen, am Sonntag, dem 28. 1. 1990, um 12 Uhr,

ins Nachbarschaftsheim Mittelhof, Königstraße 43, Berlin 37

Telefon: 8 02 70 69

(S-Bahnhof Zehlendorf o. Bus 48 bis Teltower Damm)

Meldet Euch nach Möglichkeit telefonisch o. per Postkarte an.

Erziehung in beiden Berlin

Eine pädagogische Begegnung im Januar 1990

Das Verfahren war umständlich und teuer. Und es dauerte, bis die Anzeige dann am 13. Januar 1990 wirklich erschien. Dafür aber wurde sie in allen Kopfblättern der Berliner Zeitung und der Neuen Zeit, zu der Gisela eine verwandtschaftliche Beziehung hatte, verbreitet und also „republikweit“ gestreut.

Hintergründe

Was hatten Gisela Hübner und ich uns gedacht bei diesem Versuch, einen ersten fachlichen Austausch zwischen pädagogisch tätigen Menschen aus beiden Berlins anzustoßen?

Wir beide hatten unsere bildungspolitische Heimat in der Kinderladenbewegung und deren Ausformungen in den gut 20 Jahren seit der Gründung des ersten Kinderladens in Westberlin. Wir hatten an diesen Entwicklungen mitgewirkt und immer wieder darauf Einfluss genommen, Kindern in Einrichtungen solche Bedingungen zu verschaffen, die ihre freie und nicht autoritär bestimmte Entwicklung möglich machten. Und wir hatten immer danach geschaut, die Eltern als Partner ernst zu nehmen.

Beide hatten wir auch lebensgeschichtliche Verbindungen „nach drüben“ in die DDR und waren daran interessiert, Fortschrittliches in der DDR wahrzunehmen und in unsere Westberliner Diskussionen einzubringen. Mir schwebte immer noch ein früher Slogan der Falken im Kopf, der etwa lautete „Weder Ost noch West – für eine einheitliche sozialistische Welt!“. Kindergärten und Krippen der DDR jedoch kannte ich kaum. Lediglich in den 70ern war ich mal angelegentlich einer Werbeveranstaltung der SEW an einem Wochenende in einem Kindergarten in Dresden gewesen, den ich seinerzeit sehr gleichförmig und wenig anregend fand. Aber ohne die Kinder dort erlebt zu haben, mochte ich auch nicht wirklich urteilen.

Die Maueröffnung – wie bei vielen anderen – stellte uns vor ein Vakuum. Offensichtlich musste unsere Welt neu gedacht werden! Die Einverleibung der DDR – der wie auch immer verborgenen Alternative zur kapitalistischen Welt – in das Adenauer/Kohl-System stand zu befürchten. Dass wir es nicht verhindern könnten, war schon klar. Aber wir hatten gelernt und vielfach erlebt, dass es sich lohnt, selbst initiativ zu werden. Aber wo und wie ansetzen? Wir besannen uns auf unsere erprobte Strategie, Einfluss zu nehmen, indem wir uns erstmal mit denjenigen zusammen und auseinander setzen wollten, die das Thema angeht. Uns schwebte vor, auf unserer Seite einige Menschen aus den Zusammenhängen, in denen wir tätig waren – FiPP, Mittelhof und dpw – einzuladen und mit der Anzeige in Ostberlin diejenigen anzusprechen, die auf uns neugierig waren.

Dies geschah in einer Westberliner Situation, die außerordentlich zugespitzt war. Nach den Wahlen im Januar 1989 wurde im März die zweite rot-grüne Landesregierung in der Geschichte der Bundesregierung gebildet nach endlos erscheinenden Jahren christlich-liberaler Berliner Senate. Walter Momper als Regierender Bürgermeister stand jetzt einem rot-alternativen Senat vor, dem sensationeller Weise acht Frauen angehörten. Seitens der Alternativen Liste (der Vorläuferin der heutigen Grünen Partei) war schon die Senatsbildung unter breiter Partizipation von Mitgliedern und Sympathisanten gelaufen.

Die Erwartungen an diesen Senat waren in den verschiedenen sie tragenden Gruppen dementsprechend hoch. Jetzt sollte Umweltpolitik realisiert und endlich die Situation in den Kitas verbessert werden: Das Festschreiben von auskömmlichen Personalschlüsseln, vernünftigen Gruppengrößen und das Anerkennen von Vor- und Nachbereitungszeiten standen auf der Wunschliste der ErzieherInnen und ihrer Gewerkschaften. Vor allem sollte es einen Tarifvertrag geben, der die Rahmenbedingungen sichert, so dass es nicht mehr möglich sein würde, diese wegen irgendwelcher tagespolitischer Erfordernisse einseitig zu verschlechtern.

Darüber wurde im Spätherbst 1989 verhandelt. Im November, kurz nach der Maueröffnung kam es zu den ersten Warnstreiks. Ab Mitte Dezember, unterbrochen nur von Weihnachtsferien, bestreikten bis Ende März 1990 mehr als 4000 ErzieherInnen fast 400 Kitas in öffentlicher Trägerschaft in Westberlin – das alles während Walter Momper den Staatsmann gab und die „Völker der Welt“ auf diese Stadt schauten.

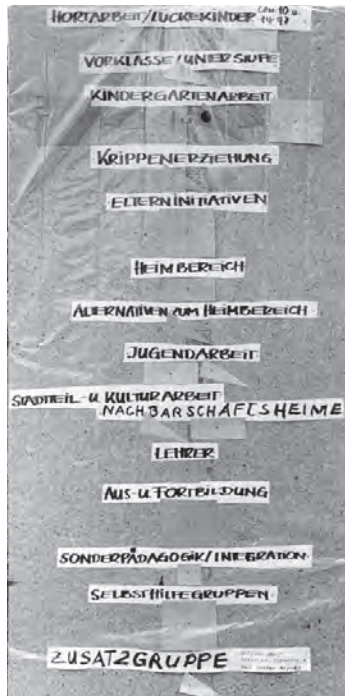


Die Begegnung

Die Reaktionen auf die Anzeige waren überwältigend. Im Mittelhof stand das Telefon nicht mehr still (und es war ja noch nicht selbstverständlich von Ost nach West zu telefonieren!), und täglich gingen Berge von Briefen und Karten ein. Es war sehr schnell klar, dass wir die gesamte Veranstaltung auf eine andere Basis stellen mussten und täglich neu wurde überlegt, geplant und umgeplant. Schon ab dem 16. Januar versuchten wir eine Warteliste anzulegen und neu eintreffende Anmeldungen zu vertrösten. Kurz vor der Veranstaltung rechneten wir mit 600 Teilnehmerinnen, es kamen dann etwa 1200. Einige Hundert wurden auf täglich aktualisierten Wartelisten erfasst.

Erziehung in beiden Berlin

Eine pädagogische Begegnung im Januar 1990



Um dem Geschehen Herr zu werden, hatten wir das gesamte pädagogische Netzwerk Westberlins alarmiert, und zum Glück waren alle interessiert: Rupenhorn und die anderen sozialpädagogischen Fortbildungsstätten, Ausbildungseinrichtungen, der dpw, Lehrergruppen, Vertreter der freien Träger und der Kirchen, Mitarbeiter der Senatsverwaltung, die Bezirksverwaltung Zehlendorf und viele Praktiker aus Kindergarten und Heimen unterstützten das Vorhaben.

Die KollegInnen, die aus Ostberlin und vielen anderen Orten der DDR gekommen waren, trafen teilweise schon Stunden vor dem offiziellen Beginn ein. Sie wurden im Garten des Mittelhof empfangen und in die 24 zuvor organisierten Arbeitsgruppen aufgeteilt, für die Gisela Hübner und ihre KollegInnen Räume in ganz Zehlendorf mobilisiert hatten. Wir versuchten, fachlich sinnvolle Einteilungen vorzunehmen mit jeweils ModeratorInnen aus Westberlin. Eine 25er Gruppe musste die aufnehmen, die woanders nicht mehr unterzubringen waren. Sie alle, einige Hundert, wurden in die Aula der Shadowschule geschickt, wo sie sich wiederum aufteilten, um überhaupt ins Gespräch zu kommen.



Was geschah in den Gruppen? Die WestberlinerInnen wurden sehr intensiv befragt über das Erziehungsgeschehen in ihrem jeweiligen Fachgebiet. Ansatzweise wurde aus der DDR berichtet. Erstaunlicherweise spiegeln die wenigen noch vorhandenen Protokolle Themen wider, die in den Folgejahren heiße Eisen wurden beim pädagogischen Zusammenwachsen beider Stadthälften: Integration behinderter Kinder in Kita und Schule, Alternativen zur öffentlichen Bildung und Erziehung, Initiativgruppen und die Beteiligung von Eltern.



Nach 90 Minuten Zeit in den Arbeitsgruppen gab es drei Abschlussplen, die alle ein Thema hatten: Wie geht es weiter? Wie können wir den begonnenen Austausch fortsetzen?

„Viele Ideen, Wünsche und Träume wurden an diesem Tag zusammengetragen. Alle waren sich einig darin, dass die Zukunft nicht auf „Einbahnstraße“ von West nach Ost oder umgekehrt verlaufen darf.....Das erste grenzübergreifende Netzwerk zu ziehen, war ein Sinn dieser Veranstaltung, ein Netzwerk, das zum Ziel haben könnte, die Entwicklungsmöglichkeiten und Lebensbedingungen der Heranwachsenden in beiden Deutschlands zu verbessern.“ (Gisela Hübner in „Grundschule“ 5/90)



Diese Meinung von Kollegin H. Saller aus Zossen findet unsere Zustimmung.

– red. –

Treffen über: Erziehung in beiden Berlins

So lautete eine Annonce in der „Berliner Zeitung“, von der die Westberliner Veranstalter sicher nicht einen so großen Zuspruch erwartet hatten. Hunderte von Erzieherinnen, darunter meist Kindergärtnerinnen und Krippenerzieherinnen, machten sich am letzten Sonntag im Januar auf den Weg, um dieser Einladung in das Nachbarschaftsheim Mittelhof in Zehlendorf zu folgen.

Beeindruckend war es schon, wie die Gastgeber mit dem Massenansturm fertig wurden: Gleich beim Eintreffen begrüßten sie uns, und wir erhielten organisatorische Informationen zum Ablauf des Tages, z. B. brauchte man sich nur anhand farbiger Symbole zu orientieren, um „seinen“ Moderator zu finden.

Für die Arbeitsgruppe Hort waren 15 Teilnehmer vorgesehen – wir rückten zusammen, und so hatten auch 20 Platz, was der angenehmen und aufgeschlossenen Atmosphäre aber keinen Abbruch tat. Viel wollten die „Erzieherinnen-West“ von

den „Erzieherinnen-Ost“ wissen, und genauso groß war das Interesse umgekehrt. Neben grundsätzlichen Unterschieden, wie z. B. die Struktur und die gesellschaftliche Eingliederung der Kindertagesstätten (Kita) im anderen Teil Berlins und die Zugehörigkeit des Hortes zur Schule bei uns, stellten wir auch Gemeinsamkeiten fest. Die betreffen das soziale Anliegen der Horte (im Sinne von familienergänzend), die Öffnungszeiten (von 6 bis 17 bzw. 18.00 Uhr), die Gruppenstärken, die Betreuung der Kinder während der Ferien u. a.

Aufmerksam registrierten unsere Erzieherinnen die Tatsache, daß es keinerlei Pläne oder Orientierungen für die Hortarbeit in den Kitas gibt, somit also ein Höchstmaß an Organisationstalent und Kreativität täglich von den Pädagogen verlangt wird.

Ein Erfahrungsaustausch ganz anders als gewohnt. – War er ein erster Schritt für eine künftige Zusammenarbeit?

Gabriele Pannwitz
Volk und Wissen Verlag

Erziehung in beiden Berlin

Eine pädagogische Begegnung im Januar 1990

Was folgte danach?

Die Akteure auf Westberliner Seite versuchten, im Sinne dieses Wunsches von Gisela Hübner weiterzumachen. Sie bildeten eine lockere Gruppierung von etwa 20 Menschen, die am Ost-West-Austausch interessiert waren. Es gab Auswertungstreffen, auf denen weitere Begegnungen in den jeweiligen Zusammenhängen verabredet und beschlossen wurden: Der Mittelhof wurde zu einem offenen Ort für PädagogInnen insbesondere aus dem nun wieder benachbarten Teltow. Das Haus am Rupenhorn und FiPP e.V. organisierten eine Veranstaltungsreihe über die im Westen verbreiteten pädagogischen Ansätze und ihre theoretischen Fundierungen, zu denen jeweils bis zu 200 Menschen aus Ostberlin und der gesamten Umgebung Berlins kamen. Fachtagungen in Brandenburg und Berlin folgten.

FiPP e.V. schuf gemeinsam mit Elke Heller vom recht bald abgewickelten Institut für Weiterbildung in Ludwigsfelde (heute das LISUM Berlin-Brandenburg) eine neue Form der Fachtagung: das Pädagogische Forum, das in loser Anknüpfung an die ehemaligen „Tage der pädagogischen Lesungen“, einer landesweiten Weiterbildungsveranstaltung für LehrerInnen und ErzieherInnen in der DDR, ab 1992 ErzieherInnen dazu einlud, eigene Texte zu ihrer pädagogischen Arbeit vorzutragen und diskutieren zu lassen. Die Idee des „Pädagogische Forum“ wurde seitens des Brandenburger Bildungsministeriums und der dortigen Sozialpädagogischen Fortbildungsstätte sofort aufgegriffen und unterstützt. Später schloss sich auch die Berliner Sozialpädagogische Fortbildungsstätte an. Bisher hat das „Pädagogische Forum“ achtmal stattgefunden und hat dabei jeweils den aktuellen Stand der fachpolitischen und pädagogischen Entwicklung im Kindertagesstättenbereich widerspiegelt. Über das erste Pädagogische Forum 1992 ist 1993 im FiPP-Verlag eine zusammenfassende Broschüre erschienen: Heller/Tennstedt (Hrsg.) „Das Selbstverständnis der Erzieherin“.

Es zeigte sich jedoch recht bald, dass das Interesse am fachlichen Austausch auf östlicher Seite ungleich größer war als auf westlicher. Für die Rupenhorner Reihe und vor allem für die vielen Hospitationswünsche der KollegInnen aus Ostberlin war es nur schwer und oft gar nicht möglich, Partner in Westberlin zu finden. Anfangs hatte das sicher mit dem Kitastreik zu tun und der schmerzlichen Erkenntnis, dass die Streikziele nicht erreicht werden konnten, gerade auch angesichts der weltpolitischen Entwicklungen, die in Berlin kulminierten. Das geringe Interesse vieler PädagogInnen am Osten - vielleicht war es auch Angst vor dem, was von dort zu erwarten war - blieb bestehen.

Spätestens mit dem Ende der rot-grünen Koalition 1991 wurde wohl uns allen deutlich, dass es mit Westberlin und seiner besonderen Kultur vorbei war. Und das betraf auch die bisherigen Möglichkeiten basisnaher Einmischung in die Politik.

Aus der Sicht von heute

Gisela Hübners Wunsch nach gleichberechtigten Begegnungen und Diskussionen zwischen PädagogInnen in Ost und West, um voneinander und miteinander zu lernen, wurde, so sehr wir uns auch im Kleinen darum kümmerten, im Großen kein bestimmender

Faktor für die nun einsetzende rasante Entwicklung der Jugendhilfe in „beiden Berlins“. In den Folgejahren ging es nicht um gemeinsame kritische Auseinandersetzung sondern um Angleichung. Zwar erkannte Berlin, wohl als einziges Bundesland, die Abschlüsse der ErzieherInnen aus der DDR an, doch auch hier gingen alle durch die (im Einzelnen oft sehr guten ESF-Anpassungsfortbildungen). Immer wieder haben Erzieherinnen davon berichtet, dass es, unabhängig von der Qualität des jeweiligen Kurses, für sie auch ein Stück Demütigung bedeutete, dass ihre gesamte berufliche Erfahrung dem „angepasst“ werden sollte, was im Westen als Standard galt. Dabei erstarb allzu oft die Neugier, das Interesse, das wir bei jener ersten Begegnung noch so deutlich spürten.

Die Wirklichkeit in den sozialpädagogischen Einrichtungen wurde von einem anderen Geschehen ganz entscheidend bestimmt, den Wanderungsbewegungen der Fachkräfte zwischen Ost und West. Angesichts der bald zu verzeichnenden „Erzieherüberhänge“ in den Kitas der Ostbezirke mussten gerade die jüngeren und weniger gebundenen Pädagogen Arbeitsplätze in den öffentlichen Kitas im Westen annehmen. Sie erlebten dann die geforderte „Anpassung“ noch einmal ganz direkt, ohne dass ihnen oder den Einrichtungen, in denen sie jetzt arbeiten sollten, nennenswerte Hilfe zu teil wurde. Die daraus resultierenden Konflikte schwebten als das eigentliche aber verdeckte Thema in vielen Teamfortbildungen und Teamberatungen mit.

Umgekehrt brachte die Umstrukturierung der Jugendhilfe und des Schulwesens in den Ostbezirken für mobile Fachkräfte aus dem Westen die Chance, hier oft in gehobenen Positionen ein neues Aufgabenfeld zu meistern. Sie kamen in der Regel freiwillig, wobei eine der Merkwürdigkeiten dieser Zeit war, dass die Kitaberaterteams im Westen genau da reduziert wurden, wo sie angesichts der neuen Herausforderungen dringend gebraucht worden sind. Auf diese Weise gelangten Westberliner Fachkräfte in Ostbezirke und mussten hier schauen, wie sie in den gänzlich anderen Gegebenheiten klarkamen. Meines Erachtens spielen in der öffentlichen Verwaltung, in den öffentlichen Kindertageseinrichtungen und in den Schulen bis heute diese wenig verarbeiteten Wanderungen eine große Rolle für das Klima und das Miteinander. Ich kenne aus diesem Bereich nur wenige Beispiele, wo die Teams aus sich heraus versucht haben, mit den gegenseitigen Voreingenommenheiten und Prägungen konstruktiv und konfliktbearbeitend umzugehen.

Bei den freien Trägern war die Entwicklung anders. Im Osten bildeten sich schnell freie Träger, die einen mehr aus dem alternativen Milieu der 80er Jahre in der DDR, andere geleitet oder bereichert durch Fachkräfte, die nach der Wende aus dem Öffentlichen Dienst wegen ihrer politischen Vorgeschichte entlassen worden waren. Sie hatten bei den freien Trägern die Chance, die eigenen Erfahrungen einzubringen und sich gleichzeitig danach auszurichten, was jetzt in der Bundesrepublik gefordert wurde. Bis heute spiegelt die Landschaft der freien Träger besonders innerhalb des dpw diese Entwicklungslinien wider. Es gibt typische Ostträger und typische Westträger. Der Versuch, Personen mit ihren Erfahrungen aus West und Ost im eigenen Träger aufeinander zu beziehen und so das Profil des Trägers zu bilden, wurde eher selten gemacht. Der Mittelhof und FiPP e.V. gehören zu diesen Trägern.

Interessanterweise scheinen mir heute pädagogische Visionen und pädagogische Initiativen, die ja ein Ausgangspunkt unserer Begegnung 1990 waren, eher im Ostteil der

Erziehung in beiden Berlin

Eine pädagogische Begegnung im Januar 1990

Stadt angesiedelt zu sein. Dafür sprechen unter anderem die Fülle von beabsichtigten Schulneugründungen in freier Trägerschaft z.B. in Friedrichshain und Pankow. Es wird interessant sein hinzuschauen und zu verfolgen, was sich da tut.

Im Zentrum des Intimen Selbsthilfe und Selbsthilfekontaktstelle im Nachbarschaftsheim Mittelhof

Karin Stötzner



Multiple Sklerose Selbsthilfegruppe

Nachbarschaftshäuser sind lebendige Zentren für Menschen jeden Alters im Stadtteil. Betrachtet man die Veranstaltungsprogramme und Broschüren der Berliner Stadtteilzentren und Nachbarschaftshäuser, dann ähneln sie sich auffällig oft: dargestellt wird eine Vielzahl von Angeboten zur Beratung, zum Malen oder Theaterspielen, zur Kinderbetreuung oder für Seniorenwanderungen. Dazwischen sind bunte Bilder von fröhlichen Kindern, aktiven Frauen, die tatkräftiges gemeinsames Tun zeigen, lachende Menschen in der Gruppe, Bilder von Festen oder Tanzveranstaltungen. Auch die Darstellung mit Jugendlichen aus Migrantenfamilien strahlen Heiterkeit und beflissene Aktivität aus. Alle Abgebildeten wollen uns wissen lassen, dass es in diesem Haus lebendig zugeht, dass hier nahezu jeder Gleichgesinnte findet und vielleicht sogar glücklich werden kann.

Das ist auch sicher richtig so. Die Bilder sind keine Fotos von Werbeagenturen, sondern Aufnahmen aus dem Alltag der Häuser. Sie sind wahr, aber nur die halbe Wahrheit. Was man in der Regel nicht sieht, sind die Bilder von den Menschen, die in Stadtteilzentren ebenfalls ihren Ort finden: Menschen, die die Diagnose einer schweren Krankheit und die Angst über die Folgen einer anstehenden Operation bewältigen müssen, Frauen in tiefer Trauer nach dem Verlust von Angehörigen, jugendliche Süchtige, die mit den sozialen Folgen oder ihren Ängsten nicht alleine fertig werden, Mütter, deren Kinder behindert sind und die die Belastung, die daraus resultiert, manchmal kaum zu schaffen glauben, ebenso wie die hoch betagte Ehefrau, deren Mann eine Demenzerkrankung hat und die mit der Pflegeverantwortung nicht mehr alleine zurecht kommt. Zwischen den lachenden jungen Leuten gibt es diejenigen, die schon einen Selbstmordversuch hinter sich haben und nun mit einer Depression zu leben versuchen. Es gibt Berufstätige, die

Multiple Sklerose Selbsthilfegruppe
Im Zentrum des Intimen im Nachbarschaftsheim Mittelhof

sich gegen Mobbing an ihrem Arbeitsplatz wehren wollen oder Studierende, die Stimmen hören.

Diese Menschen tragen nicht selten schwer an ihren Problemen, aber sie haben einen Weg und Ort gefunden, diese Sorgen zu benennen und andere zu finden, denen es ähnlich geht. Sie sind betroffen, aber nicht allein. Sie sind Mitglieder einer Selbsthilfegruppe, einer Gruppe, die sich in der Selbsthilfekontaktstelle trifft und die dort unterstützt werden kann.

Es war eine der wichtigsten Errungenschaften der sozialen Bewegungen der 80er Jahre, eine Hilfeform publik und populär gemacht zu haben, mit der eine Vielzahl bisher tabuisierter Themen aufgegriffen werden können. Eine Hilfeform, die das Hinaustragen aus der individuellen Enge in die geschützte Gemeinschaft möglich macht.

Und es war eine gute Idee der Aktiven dieser Bewegungen, Angebote zur Selbsthilfe an die Nachbarschaftszentren anzubinden, an die Orte, zu denen die Menschen gerne und leicht kommen, die sie zu ihrem Ort machen können, an dem sie mitbestimmen können.

Selbsthilfekontaktstellen in Nachbarschaftsheimen - wie der Selbsthilfetreffpunkt im Mittelhof - können der Platz sein für das Private oder gar das Intime, mit dem die Einzelnen nicht alleine fertig werden. In einer Zeit, in der traditionelle Strukturen wie Familien und gewachsene soziale Netze immer dünner werden, sind die freiwilligen Bündnisse in Selbsthilfe eine tragfähige Alternative. Das Wesen der Selbsthilfe - der Austausch auf gleicher Augenhöhe, das sich wieder finden im Anderen, die freiwillige Verbindung ohne Zwang, das Reden mit gleicher Sprache, die langsame Ansammlung von Wissen aus Erfahrung oder die Verbindlichkeit aus der Regelmäßigkeit - ist von keinem professionellen Angebot so leistbar.

Insofern sind Selbsthilfekontaktstellen, die solchen informellen Hilfenetzen die notwendigen Stützen geben, ein Segen für das Soziale insgesamt. Es ist sicher einer der Gründe für die Erfolgsgeschichte der Selbsthilfe, dass mit ihr in einem geschützten Rahmen Dinge thematisiert und aufgegriffen werden können, die sonst fast nur in der privaten Sphäre ihren Platz haben. Themen wie Allergie, die Pflege von Angehörigen, der Umgang mit einer Prothese, die Wut über die Trennung eines Partners oder der Kampf mit Versagensängsten sind hochgradig intim und werden doch in einem fast öffentlichen - aber eben geschützten - Rahmen behandelt. Diese Mischung ist einmalig in der Selbsthilfe.

Die Tatsache, dass Ängste, Trauer oder aber auch das Glück über die Bewältigung von Sucht oder Krankheit geteilt werden können, entlastet und bereichert das Alltägliche. Dies führt aber auch zu einer Erweiterung individueller Kompetenz, die in vielen Gruppen dann auch an andere neue Mitglieder weitergegeben wird. Insofern ist es wunderbar, wenn diese Knoten für das Intime ihren Platz im Herzen eines Zentrums wie dem Mittelhof haben. Vielleicht ist doch eine der lachenden Personen auf den Bildern diejenige, die noch vor Jahresfrist mit weinendem Auge nach einer Trauergruppe gefragt hat.

Die Selbsthilfekontaktstelle im Mittelhof wurde 1984 gegründet. Sie ist damit eine

der ältesten in Berlin. Heute hat jeder Bezirk eine Kontaktstelle und die Vielzahl der Gruppen in Berlin macht deutlich, dass die öffentliche Unterstützung für diese Hilfeform richtig und notwendig ist.

Hier im Mittelhof trifft sich daher auch nicht ohne Grund eine der ältesten Selbsthilfegruppen zum Thema Krebs. Es ist schon erstaunlich, dass ein und die selbe Gruppe über mehr als 20 Jahre Bestand hat. Das spricht für das Prinzip der Selbsthilfe, für die Verbindlichkeit der Mitglieder, die Kompetenz der sie tragenden Personen, aber auch für die gelungene Gestaltung der Rahmenbedingungen.

Hier haben sich immer Gruppen zu nahezu allen Themen getroffen. Gelegentlich hat sich jedoch ein Schwerpunkt herausgebildet. So gab es hier phasenweise - neben Gesundheitsthemen - besonders viele Trauergruppen, aber auch Elterninitiativen und Zusammenschlüsse älterer Menschen. Sicher spielt dabei die Einbindung in ein Haus der Nachbarschaft, in dem Familien und alle Generationen zusammen kommen, eine Rolle.

Mit Veranstaltungen zu selbsthilferelevanten Themen überwiegend im Bereich Gesundheit bzw. Krankheit hat sich die Selbsthilfekontaktstelle Mittelhof in den letzten Jahren an die Öffentlichkeit gewandt und sich einen Platz als Partner in der lokalen Gesundheitspolitik geschaffen. Mit Kursen und Seminaren soll sowohl die Vermittlung von fachlichen Informationen, die Verbreitung der Selbsthilfeidee erreicht, als auch auf die unterschiedlichen Selbsthilfegruppen aufmerksam gemacht werden. An Tagen der offenen Tür können sich Interessierte über die umfangreichen Angebote informieren. Im Mittelhof Programm werden diese Angebote, Sprechzeiten der Mitarbeiter/Innen und der Treffen regelmäßig veröffentlicht.

Mit der Mitarbeit an der Zeitung „Gesundheit im Südwesten“ wird auch das Engagement für die Gesundheitsförderung und den Prozess auf dem Weg zur „gesunden Stadt“ deutlich. Zweifellos ist die Kontaktstelle inzwischen ein unverzichtbarer Akteur für lokale Engagementförderung.

Unter dem Motto „Wir machen die Vielfalt sichtbar!“ gibt es immer wieder lokale und viele dezentrale Aktionen. Die Selbsthilfekontaktstelle Mittelhof, vertreten durch zahlreiche Selbsthilfegruppen, beteiligt sich am Zehlendorfer Selbsthilfemarkt. Und jährlich steigt die Zahl der Gruppen, die sich in der Kontaktstelle treffen. Waren es anfänglich 12, dann 27, in den 90er Jahren um die 40, so sind es inzwischen mehr als 100 Gruppen. Eine enorme Leistung, wenn man bedenkt, dass die Zahl der Mitarbeiterinnen nicht zugenommen hat: noch immer teilen sich drei Kolleginnen zwei Stellen.

Die Zusammenlegung der Berliner Bezirke Steglitz und Zehlendorf 2001 bedeutet auch für die Berliner Selbsthilfelandschaft Veränderungen. Das Zentrum im Mittelhof übernimmt danach die Verantwortung für beide Stadtteile, die Beratung an zwei Standorten und kann im Jahr 2006 sogar auf einen weiteren „Ableger“ stolz sein, die Villa Folke Bernadotte, mit zusätzlichen Gruppenräumen, aber auch zusätzlichem Unterstützungsbedarf.

Multiple Sklerose Selbsthilfegruppe
Im Zentrum des Intimen im Nachbarschaftsheim Mittelhof

Neben einer Vielzahl von Gruppen, Veranstaltungen und Diskussionen organisiert das Team auch kontinuierliche Beratungsangebote.

Die Selbsthilfekontaktstelle ist ein lebendiges und erfolgreiches Zentrum im Stadtteilzentrum. Und: angesichts der großen Anerkennung als fachlicher und politischer Partner beim Aufbau tragfähiger Netze im Sozialen, muss man sicher ergänzen: das Team schafft in besonderer Weise die Brücke zwischen intimer Lebensbewältigung und öffentlichem Diskurs.

An dieser Stelle noch einmal ein besonderer Dank an alle aktiven Mitarbeiterinnen.

Mittelhof – Brücke zur neuen Welt

Prof. Dr. Stephan Wagner

Als ich das erste Mal den Mittelhof betrat hatte ich eine sechsstündige Autofahrt hinter mir. Ich kam aus Westdeutschland, wie die Gegend jenseits der DDR in Richtung Westen Anfang der achtziger Jahre im ummauerten Teil Berlins bezeichnet wurde. Leicht müde und etwas aufgeregt, ich sollte mich einem Vertretungskomitee des Arbeitsausschusses des Mittelhofes zu einem Einstellungsgespräch stellen, nahm ich die Atmosphäre des Hauses auf. Die alte Villa mit ihrem Vorraum, aus dem heraus sich die geschwungene Holztreppe in den ersten Stock wand, nahm mich an diesem warmen Sommerabend freundlich auf. Ich ging durch den großzügigen Raum der heute das Mittelhof – Café beherbergt und wurde auf der Terrasse im Herzen eines großzügigen Gartens empfangen. Alles strahlte satte Bürgerlichkeit aus, auch wenn sich die damaligen Protagonisten des Mittelhof reichlich bemühten, linke Fortschrittlichkeit zu repräsentieren. Aber irgendwo war da noch ein anderer Unterton, ein leises Versprechen anders zu sein, jener süße Ruf nach Freiheit und Selbstbestimmtheit, der, wenn man ihn einmal vernommen hat, nicht mehr aus dem Herzen schwinden will, und der nicht selbstverständlicher Bestandteil deutscher Sozialstaatlichkeit ist.



Lernen von New York:
Besuch beim Tenement
Museum. Philip Cohen
(3.v.l.) erklärt, Stephan
Wagner (2.v.l.) übersetzt.
Hier gibt es sogar Warte-
listen für Ehrenamtliche
(Mai 2001)

Später habe ich dieses anders sein zuordnen können, an diesem ersten Abend habe ich es nur gespürt und war erstaunt über das Ausmaß an pragmatischer unorthodoxer Sicht, das in dem Einstellungsgespräch auf Seiten der Mittelhof-Mitarbeiter deutlich wurde.

Eineinhalb Jahre später saß ich im Flugzeug nach London. Im Auftrag des Mittelhof war ich zum 100-jährigen Jubiläum Toynbee-Halls, dem wesentlichsten Gründungskern von Gemeinwesenarbeit in Europa, unterwegs. Dort traf ich auf Menschen aus allen Teilen Europas und Nordamerikas, die im Bereich der Gemeinwesenarbeit, der Community Work wie das auf Englisch heißt, tätig waren und aktiv mit der Umsetzung vielfältiger Ideen beschäftigt waren. Es wurde zu einer der wichtigsten Begegnungen in meinem Leben. Nicht nur begannen hier eine Reihe von Freundschaften mit Menschen aus verschiedenen Kulturen, die mich heute noch auf meinem Lebensweg begleiten, es begann auch ein Lernen und Umdenken in Bezug auf die Praxis sozialer Arbeit, das mich einige Jahre später bis New York City und wieder zurück nach Berlin bringen sollte. Dabei war die Matrix, in der sich mein Denken und Handeln bewegte, wesentlich von den Erfahrungen geprägt, die ich im Mittelhof gemacht hatte. Dazu gehörte, Dinge in Ruhe anzugehen, nicht immer sofort die Konfrontation zu suchen, die Meinung aller Beteiligten zu hören und sich die jeweilige Sache aus ihrer Perspektive anzusehen, und das wichtigste, wenn man sich nicht einigen kann, noch einmal alles zu überschlafen. Was

sich da so selbstverständlich friedvoll anhört kam aus der Tradition der Quäker, die die Gründungsväter und Mütter des Mittelhof waren. Sie hatten in der für sie typischen Mischung aus Friedfertigkeit und unbeugsamen Willen ein einmal ins Auge gefasstes Ziel zu erreichen, die Gründung von Nachbarschaftsheimen in Deutschland schon während des zweiten Weltkrieges erwogen. Mit der ihnen eigenen zwingenden Beständigkeit und der Unterstützung General Clays und der amerikanischen Militärverwaltung wurde dieses Ziel dann in Berlin in den Nachkriegsjahren umgesetzt. So war der Mittelhof von Anfang an eine Brücke zwischen den Welten, deutlich sichtbar bis ins Jahr 1956, solange lag die Leitung des Nachbarschaftsheim in amerikanischen Händen, aber auch später immer wieder spürbar, sowohl in seinen Ideen und Handlungen, als auch in seinen Mitarbeitern, wie zum Beispiel dem amerikanischen Quäker Bill Beittel, der lange im Mittelhof als Sozialarbeiter tätig war.

Der Mittelhof hat diese Brückenfunktion behalten, nicht unbedingt in seiner offensichtlichen aktuellen Problematik. Da ist er eines der großen Berliner Nachbarschaftsheimen mit einem ihm eigentümlichen Profil, aber nichts Weltbewegendes. Erst beim genaueren Hinsehen, mit dem Herzen sozusagen, wird seine eigentliche transzendente Qualität deutlich. Wenn die Mauer aufgeht, wie im Jahr 1989 dann stehen er und seine Mitarbeiter auf einmal im Brennpunkt. Dann finden im Mittelhof Treffen mit vielen Mitarbeitern aus ostdeutschen Projekten statt und die Geschäftsführung des Hauses ist mit involviert in die Durchführung internationaler Seminare mit Sozialarbeitern aus Osteuropa, Ostdeutschland, Westdeutschland, Westeuropa und den USA. Genauso ist es bei der Einführung neuer Methoden sozialer Arbeit aus den USA. Geschäftsführung, Mitarbeiter und ehemalige Mitarbeiter des Mittelhof waren mit beteiligt bei der Umsetzung des New Yorker Freiwilligentages zu einem Berliner Freiwilligentag. Genauso verhielt es sich bei den Ideen von New York Cares, einer Agentur für Kurzzeitehrenamtlichkeit, die sich nach einigen Anfangsschwierigkeiten in den Himmel von Berlin schwang und jetzt „Haben sie heute schon geengelt?“ heißt. Und auch bei der gerade stattfindenden Entwicklung einer internetgestützten Suchmaschine zur Vermittlung von ehrenamtlichen Mitarbeitern, für die das amerikanische Projekt „Volunteer Match“ Vorbild ist, haben die Arbeitskontakte des Mittelhof die Brückenfunktion wahrgenommen, die Ideen auf ihrem Weg von einer in die eine andere Kultur brauchen.

Diese Offenheit behalten zu haben, diese Durchlässigkeit immer wieder mit zu ermöglichen, das macht diesen eigentümlichen Hauch von aktiver Humanität aus, der einem auch heute jederzeit anweht, wenn man das Haus betritt. Man kann ihn nicht mit den Augen sehen und den Ohren hören, aber mit dem Herzen fühlen.

10 Jahre QUÄKER-HILFE-STIFTUNG

Lutz Caspers

Zwei Stifter schließen sich Mitte der 90er Jahre zusammen: das American Friends Service Committee, d.h. das amerikanische Quäker Hilfswerk, das seit 1917 besteht und maßgeblich an der Kinderspeisung nach beiden Weltkriegen in Deutschland beteiligt war, und die Quäker-Hilfe, ein eingetragener Verein der Quäker in Deutschland, der vor 40 Jahren gegründet wurde.

Um das Sein und Handeln der Quäker im Deutschland nach den Weltkriegen, aber auch weltweit in Erinnerung zu rufen, begann die Arbeit der Stiftung mit einer Ausstellung, die im Historischen Museum in Berlin unter großer und bundesweiter Anteilnahme in den Medien vom damaligen Bundespräsidenten, Roman Herzog, eröffnet wurde. Aufgrund von Mitteln aus dem ehemaligen Marshallplan war es uns möglich, ehemalige Helfer vor allem aus den USA und England einzuladen und zu Wort kommen zu lassen. Als Titel der Ausstellung wurde STILLE HELFER gewählt. Der Titel entstammt einer Rede anlässlich der Verleihung des Friedensnobelpreises 1947, in der es hieß: „Die Stille Hilfe der Namenlosen für die Namenlosen, ist der Beitrag der Quäker für die Förderung der Bruderschaft unter den Nationen.“

Die Ausstellung zeigte die Entstehung der Religiösen Gesellschaft und ihre von Anfang an sichtbare Auffassung, ihren Glauben leben zu wollen. In Deutschland kam es zu ersten Hilfsaktionen in Napoleonischer Zeit und dann wieder nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871, wo übrigens als Erkennungsmerkmal, der Quäker-Stern zum ersten Mal auftauchte. Zwölf Jahre vorher war ein anderes Erkennungsmerkmal aufgetaucht: das Rote Kreuz. Was beide unterschied, war: das Rote Kreuz war damals in erster Linie für die verwundeten Soldaten zuständig. Dunant hatte das Elend auf dem Schlachtfeld von Solferino erlebt. Die Quäker jedoch konzentrierten sich auf die betroffene Zivilbevölkerung.

Wir wissen, dass bei allen Kriegen des 20. Jahrhunderts die zivile Bevölkerung weit mehr betroffen war als die kämpfende Truppe. Über viele Einzelheiten berichtet das MAGAZIN, ein Informationsheft des Historischen Museums zur Ausstellung. Die Ausstellung wanderte dann durch mehr als 20 Städte, wurde u.a. auch im Bundeshaus in Bonn gezeigt mit Ansprachen von Vertretern der führenden Parteien. Dann aber auch in Dresden, denn anfänglich war Hilfe auch in der sowjetischen Besatzungszone möglich. Einmal kam in einem Altenheim, in der die Ausstellung gezeigt wurde, eine ältere Dame auf mich zu, um mir zu sagen, sie hätte nach dem ersten Weltkrieg Quäkerspeisung bekommen und hätte nach dem zweiten Weltkrieg zu den Helferinnen gehört.

Mir war das ein gutes Symbol für ein persönliches Weitergeben der Hilfe. Für mich interessant war, dass nicht nur, wie erwähnt, ehemalige Helfer zu Worte kamen, sondern auch fast alle Oberbürgermeister über persönliche Erfahrungen mit der Quäkerspeisung berichten konnten.

Als Bundespräsident Herzog die Ausstellung STILLE HELFER 1995 in Berlin eröffnete, erinnerte er sich auch an die Quäkerspeisung, wie er sie erlebt hatte und meinte humorvoll, er habe zu den Auserwählten gehört, die damals die Essenskübel transportieren durften – und er werde den Quäkern für immer dankbar dafür sein, dass er deshalb täglich jeweils zehn Minuten Unterricht versäumen konnte. Ehrlich gesagt: das war eigentlich

nicht primäres Ziel der Quäkerspeisung. Die Ausstellung ging dann anschließend in die USA und wurde dort zuletzt im Deutschen Haus in New York gezeigt. Dort kam es zu einem sonderbaren Austausch von Dankesworten, wozu vorausgeschickt werden muss, dass die Quäker in Amerika durchaus nicht immer einer Meinung mit ihrer Regierung sind, wie Sie sich vielleicht denken können. Der deutsche Konsul dankte den Quäkern für die Hilfsarbeit, die diese nach den Weltkriegen in Deutschland geleistet hätten. Darauf dankte die Vertreterin der Quäker dem deutschen Konsul dafür, dass sich die deutsche Regierung nicht am Krieg der USA im Irak beteiligen wollte, dem ja die UNO nicht zugestimmt hatte. Das kam für mich und sicher auch den Konsul überraschend. Es war die Zeit vor Ausbruch des Krieges im Irak, über dessen Folgen wir leider täglich in den Medien informiert werden.

Quäkerspeisung – Hilfsarbeit im Nachkriegsdeutschland. Auch wenn das heute schwer zu glauben ist: auch ich habe einmal Quäkerspeisung in meinen ersten beiden Schuljahren bekommen, nachdem man zum Entsetzen meiner Mutter festgestellt hatte, dass ich unterernährt sei. Erst viel später wurde mir bewusst, wie wichtig diese zusätzliche Ernährung für junge Menschen damals war, für Menschen, die Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre in Deutschland geboren wurden.

Bei meinen Klassenkameraden habe ich einmal eine Umfrage gestartet und die Feststellung gemacht, wie unterschiedlich Sechs-, Siebenjährige jene Speisen gemocht haben. Der eine mochte die Erbsensuppe, der andere die Schokoladensuppe – alle mochten wir die Rosinenbrötchen. Zu Weihnachten 1946 gab es kleine Tafeln Schokolade, die, vielleicht von der Quäkerfirma Cadbury in England gestiftet worden waren. Laut Zeitungsnotiz musste die Schokolade vor der Verteilung durchgebrochen werden, damit sie nicht auf dem Schwarzmarkt landete.

Zu den Rosinenbrötchen schrieb eine meiner Klassenkameradinnen: „Am Mittwoch gab es Kakao und ein großes Rosinenbrötchen. Da konnte ich vor lauter Vorfreude kaum dem Unterricht folgen.“ Und ein Klassenkamerad erinnerte sich: „Einmal in der Woche wurde als begehrte Delikatesse zusätzlich ein Rosinenbrötchen verteilt, aber nur an besonders unterernährte Kinder.“

Wer bekam Quäkerspeisung? Wir wurden damals untersucht und in Kategorien eingeteilt. Kind war nicht gleich Kind. Es gab Kinder in vorzüglichem Gesundheitszustand, leicht Unterernährte, ausgesprochen Unterernährte, schwer Unterernährte und anderes mehr. Ich erinnere mich, dass bei uns das Kriterium war: nur die, bei denen bei schräg auffallendem Licht die Rippen zu sehen waren, wurden zur Quäkerspeisung zugelassen. Das Ergebnis der ärztlichen Untersuchungen wurde alle 3-4 Wochen überprüft. Ich finde das absolut faszinierend. Es wurde exakt festgesetzt – dabei beziehe ich mich auf Angaben aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg – wer was bekäme, und da wurden auch ungebohrne Kinder einbezogen, indem schwangere Mütter 120% einer Ration, Kinder von 6-17 Jahren 100% und Kleinkinder 60% der Ration bekamen.

Die Rationen waren genau ausgerechnet und sollten 360 Kalorien enthalten, die die Kinder zusätzlich brauchten. Also mixte man aus Kakao, Zucker, Milch, Reis, Mehl, Erbsen etwas, das genau 360 Kalorien enthielt.

Auch für die Zeit von 1946-48 liegen Kochanweisungen und Speisefolgen vor: z.B. an einen Tag Erbsensuppe: 34,5g Erbsen, 19,5g Kartoffeln, 5g Mehl, 10g Trockenei, dazu 69g Suppenmehl und 10g Fett. Wie konnte man 34,5g Erbsen und 19,5g Kartoffeln genau abwiegen? Nun, es ging immer um hunderte von Portionen, da war das kein Problem.

Eines ist mir aber wichtig: jedes Lexika weiß um die Quäkerspeisung, und wir wissen es, soweit wir davon profitiert haben. Das war ja auch wichtig zum Überleben, bzw. um Wachstumsschäden vor allem bei kleineren Kindern zu vermeiden.

Das war nur ein Teil der Hilfsarbeit der Quäker. Britische Quäker betraten das KZ Bergen-Belsen vier Tage nach der Befreiung, um dort Hilfe zu leisten; Quäker errichteten Nachbarschaftsheime. Darauf gehe ich nachher ein. Mein Schwager in Hannover wohnt in einer Siedlung, die Anfang der 50er Jahre mit AFSC - Geldern unterstützt worden war. Jede Familie war gehalten, zwei Flüchtlingsjugendliche aufzunehmen. Es gab sehr viel mehr Beispiele für Hilfe durch die Quäker im Nachkriegsdeutschland. Erwähnen möchte ich auch, dass die Helfer vor allem in Großbritannien und den USA massive Vorwürfe aus ihrer Bevölkerung bekamen, weil sie mit dem Feind zusammenarbeiteten.

Sowohl Reichspräsident Ebert nach dem ersten Weltkrieg als auch Bundespräsident Theodor Heuß nach dem zweiten Weltkrieg schickten Dankbriefe an die Quäker und erst der Bundespräsident Herzog, dann sein Nachfolger Rau, übernahmen die Schirmherrschaft für die Ausstellungen zunächst in Deutschland, dann in den USA.

NACHBARSCHAFTSHEIM(E) – hier in Berlin als erstes der Mittelhof wurde von 1947-1949 auf Initiative des AFSC, des CVJM und der amerikanischen Mennoniten im Nachkriegs-Deutschland gegründet.

Es ging bei der Gründung nicht allein um materielle Hilfen für Notleidende, sondern um die Lösung sozialpädagogischer Aufgaben bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Initiative, Verantwortungsbewusstsein, Toleranz und Kontaktfähigkeit sollten entwickelt werden.

Ein Papier von 1953 nennt 14 verschiedene Aktivitäten des Nachbarschaftsheim Mittelhof, spricht von 13 hauptamtlichen und 30 freiwilligen Helfern.

Ein Bericht aus dem gleichen Jahr spricht von 5400 monatlichen Besuchern - (3300 Erwachsenen, alten Menschen u.a., 500 Kindern, 1000 Jugendlichen, 500 Studenten), das entspricht einer täglichen Besucherzahl von ca. 180 Besuchern (bei siebenstäglichem Betrieb) und zeigt die große Nachfrage damals.

Ursprung war die Settlement Bewegung, 1880 in England begründet. Als Gemeinsamkeit wird genannt „freundliche Stätten für Menschen aller Klassen und Altersgruppen, ohne Unterschied des Glaubens, der Rasse und der sozialen Stellung“.

Nachbarschaftsheime gab es außer hier im Mittelhof an verschiedenen anderen Orten in Berlin, die aber nicht alle von Quäkern gegründet wurden. Von Quäkern gegründet wurden Nachbarschaftsheime in Braunschweig, Darmstadt, Frankfurt, Köln und

Wuppertal. „Begegnung mit dem Mitmenschen“ war ein Motto. Ein anderes: „Offen sein für alle Menschen, Achtung und Verantwortungsbewusstsein dem Nächsten und der Gemeinschaft gegenüber wecken, dem Einzelnen Wege zur Selbsthilfe zeigen“.

Sehr aufwendig hat dieses Haus zum 40jährigen Bestehen eine Dokumentation herausgegeben. Ich denke, dass die Bewegung der Freizeitheime in der Bundesrepublik diesen Gedanken in den 70er Jahren aufgegriffen hat, die allerdings - wenn ich an meine kleine Heimatstadt denke - nach einigen Jahren ihre Arbeit wieder einstellten. Nicht so der Mittelhof und einige andere Heime, die immer noch unter dem Namen „Quäker“ bekannt sind.

Was ich insgesamt an Materialien habe:

- Rundbrief des NBH 2007 mit einem Redebeitrag zum 60jährigen Bestehen, 3 Seiten lang
- Ein Heft „Deutsche Nachbarschaftsheime“ von 1950
- Ein Flugblatt „Was will es“ vom NBH Mittelhof
- Idee und Aufbau der NBH, Mai 1953
- Das Nachbarschaftsheim (Frankfurt Bockenheim, Mai 1963)
- Flugblatt „Begegnung mit dem Mitmenschen“ mit Auflistung der NBH 1963/64
- Unsere Nachbarschaftsheime. Verband Deutscher NBH 1960/1 (36 Seiten)
- Unsere Nachbarschaftsheime (1963/64) (36 Seiten)
- Bericht von Miss Lillie Peck über die Settlement - Bewegung, Juli 1949
- Die Arbeit der Nachbarschaftsheime in Deutschland (1957)
- Das Nachbarschaftsheim als Ausgangspunkt für soziale Arbeit im Gemeinwesen. Mai 1965
- Referat über die Nachbarschaftsheimarbeit in England (September 1965)
- „Was wir als nächstes tun müssen. 75 Jahre Settlement - Bewegung“ von Margaret Berry, Vorsitzende des US Verbandes
- Rundbrief 1/1972. Roland Warren: Ursachen und Möglichkeiten von Gemeinwesenarbeit
- Treffpunkt Mittelhof. März 1966
- 40Jahre Mittelhof. Dokumentation 1947-1987 (128 Seiten)

Redebeitrag von Lutz Caspers, Beauftragter der Quäker-Hilfe-Stiftung auf der Veranstaltung zum zehnjährigen Bestehen der Stiftung im Nachbarschaftsheim Mittelhof am 19. Oktober 2007

Das Leitbild des Mittelhof

Geschichte, Tradition und Wertevorstellung

Seit mehr als 60 Jahren steht das Nachbarschaftsheim Mittelhof mit seiner Geschichte und Tradition für das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen, Religionen und ethnischer Zugehörigkeit. Von Demokratie, Toleranz und Welt-offenheit geprägte Haltungen und Werte sind durch ein humanistisches Menschenbild bestimmt. So fördert der Mittelhof eine aktive Zivilgesellschaft und die Gleichberechtigung der Geschlechter.

Aufgaben und Angebote

Der Mittelhof ist ein offener und lebendiger Ort für die vielfältigen Anliegen und Bedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger aller Generationen und Kulturen. Er bietet Raum für Begegnung, Bildung, Betreuung und Kultur, fördert den partnerschaftlichen Dialog und bildet die Grundlage für kooperatives, vernetzendes und vermittelndes Handeln in der Region.

Aufgaben und Ziele orientieren und verändern sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen. Grundpfeiler der Arbeit bleiben aber immer:

- Förderung von Ehrenamt und Bürgerschaftlichem Engagement
- Unterstützung von Selbsthilfe und Eigeninitiative
- Förderung der Generationenbegegnung
- Hilfe in Notlagen
- Bereitstellung von Ressourcen (Räume, Technik, Wissen)

Als anerkannter Träger der Jugendhilfe vereinigt der Mittelhof unter seinem Dach eine Vielzahl von Kindertagesstätten, Betreuungsmodellen in Kooperation mit Schulen und Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Der Mittelhof unterstützt Bürgerinnen und Bürger darin, Lebensräume selbst zu gestalten und konkreten Einfluss auf ihr jeweiliges Handlungsfeld zu nehmen.

In allen Arbeitsfeldern des Mittelhof ist Mitsprache und Mitverantwortung Grundlage unserer Arbeit.

Der Mittelhof fördert die Integration und das gegenseitige Verständnis von Menschen mit unterschiedlichen ökonomischen und sozialen Hintergründen in einem Bezirk mit großer sozialer Streuung. Der Mittelhof gestaltet seine Angebote und Einrichtungen lebendig, attraktiv und kompetent im Sinne der Bedürfnisse der Nutzenden. Die Häuser und Räume sind freundlich, einladend und bedarfsorientiert gestaltet. Sie verfügen über zeitgemäße technische Ausstattungen.

Das Leitbild des Mittelhof

Mitarbeitende

Fachliche und persönliche Ressourcen der haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden werden erkannt, gefördert und für die Entwicklung der gesamten Region genutzt. Sie sind verlässliche Partner und begegnen allen Besucherinnen und Besuchern mit Respekt und Interesse. Sie informieren kompetent, umfassend und freundlich. Die Arbeitsbeziehungen sind durch verbindliche Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung gekennzeichnet. Regelmäßige Auswertung der Arbeit, Fort- und Weiterbildung sind selbstverständlicher Bestandteil der professionellen Personalentwicklung.

Partner

Der Mittelhof arbeitet partnerschaftlich mit öffentlichen und freien Trägern zusammen; er engagiert sich in Fachgremien und Ausschüssen.

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof ist Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband und im Verband für sozialkulturelle Arbeit.

Arbeitsprinzipien: Bereich Kindertagesstätten – Schulk Kooperationen

Ziele

In unseren Einrichtungen wird in wertschätzender Zusammenarbeit mit den Eltern die Entwicklung der Kinder zu selbstbewussten, weltoffenen, lernfreudigen und sozial kompetenten Persönlichkeiten gefördert.

Unsere Einrichtungen sind Orte der Bildung, Kultur und Kommunikation, in denen Bilingualität, Integrations- und Kooperationsmodelle, Reggio-, Montessori-, Waldpädagogik und vieles mehr gelebt wird.

Unsere Einrichtungen sind Orte der Begegnung aller Generationen und Kulturen, in denen Gemeinschaft erfahrbar wird.

Unsere Einrichtungen sind Orte der kollegialen Zusammenarbeit aller Berufsgruppen zur Unterstützung und Förderung von Familien (im Sinne von Sozialraumorientierung).

Unsere Einrichtungen sind Orte, in denen die Teilnahme an Fort- und Weiterbildungen selbstverständlich sind und ehrenamtliches Engagement willkommen ist und gefördert wird.

Aufgaben und Haltung

Entwicklung braucht Geborgenheit, Struktur und Authentizität.

Wir sehen es als unsere Aufgabe, Kinder mit ihren Familien in einer verständnis- und liebevollen Umgebung ein Stück auf ihren Lebensweg zu begleiten. Unsere Pädagogen berücksichtigen die individuellen Lebenssituationen der Kinder und ihrer Familien und entwickeln daraus differenzierte Bildungsziele und -angebote. Die Einzigartigkeit jedes Kindes ist unsere Herausforderung.

Wir fördern die Neugierde, den Forscherdrang, die Freude am Lernen und Entdecken. Wir unterstützen die Kinder durch Förderung ihrer Basiskompetenzen, Baumeister ihrer eigenen Welt zu werden.

Zu unseren konzeptionellen Grundsätzen gehören die ganzheitliche Bildung und Erziehung unter Einbeziehung aller Sinne und der respektvolle Umgang mit Mensch und Natur.

Weil für uns jedes Kind wichtig und wertvoll ist, dokumentieren wir die Entwicklungswege der Kinder und reflektieren sie in den jährlichen Entwicklungsgesprächen mit den Eltern.

Zur Person der Verfasser

Lutz Caspers

Mitglied der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Vorsitzender der Quäker Hilfe e.V.

Dr. phil. Detlef Horn-Wagner

ist Diplom Pädagoge und Diplom Soziologe, Organisationsberater und Coach, seit 30 Jahren in der Praxisberatung und Organisationsentwicklung und in der Weiterbildung tätig. Er hat u.a. bei Wolfgang C. Müller an der TU-Berlin promoviert. Beide verbindet ein gewisser Hang zur szenischen Darstellung komplexer Sachverhalte.

Gisela Hübner

Geschäftsführerin des Nachbarschaftsheim Mittelhof Berlin e.V.
Vorsitzende des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit Berlin e.V.
Vorsitzende des Beirats des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes,
Landesgruppe Berlin e.V.
Mitglied des Jugendhilfeausschuss Berlin Steglitz-Zehlendorf

Prof. Barbara John

Vorstandsvorsitzende des PARITÄTISCHEN WOHLFAHRTSVERBANDES Berlin
ehemalige Ausländerbeauftragte von Berlin

Dr. Heidi Knake-Werner

Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz
Senat Berlin

Norbert Kopp

Bezirksbürgermeister von Steglitz-Zehlendorf
und Leiter der Abteilung Personal und Finanzen

Dr. Eberhard Löhnert

Leiter der Geschäftsstelle Bezirke des
PARITÄTISCHEN WOHLFAHRTSVERBANDES Berlin

Prof. Dr. Dr. h.c. C. Wolfgang Müller

ist gelernter Journalist und Jugendpfleger. Studium und Praxis der Gruppenpädagogik im Institut für Jugendgruppenarbeit (Haus am Rupenhorn) in Berlin bei Gisela Konopka in Minneapolis. Gemeinwesenarbeit in Berkeley/ Kalifornien und im Märkischen Viertel in Berlin. 1965-1997 Professor für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik in Berlin. Weiterhin als wissenschaftlicher Schriftsteller und Berater tätig.

Anke Otto

Bezirksstadträtin für die Abteilung Jugend, Schule und Umwelt
Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf

Dr. Gretchen E. Schafft

Angewandte Anthropologie – Amerikanische Universität, Washington D.C.
Anthropologie Abteilung

Dr. Herbert Scherer

Geschäftsführer des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit
Vater in einer Mittelhof Kita von 1991-2001

Peter von Schlieben-Troschke

Vorsitzender des Nachbarschaftsheim Mittelhof Berlin e.V.

Gerd Schmitt

Geschäftsführer der Kiezoase Schöneberg im PFH
Mitarbeiter des Mittelhof von 1975-1989

Karin Stötzner

Leiterin von SEKIS
Patientenbeauftragte von Berlin

Barbara Tennstedt

Vorstand des FiPP e.V.
Freiberufliche Fortbildnerin

Prof. Dr. Stefan Wagner

Geschäftsführer der Paritätischen Akademie
von 1982 bis 1986 Sozialarbeiter/Bereich Gemeinwesenarbeit
im Nachbarschaftsheim Mittelhof

Georg Zinner

Geschäftsführer des Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V.
Stellv. Vorsitzender Paritätischer Wohlfahrtsverband, Landesverband Berlin e.V.
Vorsitzender des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V.

weitere Publikationen des Nachbarschaftsheim Mittelhof

Dokumentation 1947 bis 1987, 40 Jahre
„MITTELHOF“ Nachbarschaftsheim Ber-
lin Zehlendorf

Jubiläumsschriften zum 60 jährigen Be-
stehen Nachbarschaftsheim Mittelhof
- Betrachtungen von WegbegleiterInnen
(Themen: Jugendarbeit, Wendezeiten,
Entwicklung von Kooperationen, Ver-
bandsarbeit und politische Richtungen,
Wandel von Arbeitsfeldern und -Metho-
den usw.)

Damals und heute
Einige Erinnerungen an Prinzipien von
Gemeinwesenarbeit in Nachbarschaft und
Stadtteil

Überall ist Wunderland
Überall ist Leben –
Geschichten aus dem Alltag der
Kindertagesstätten des Mittelhof



erhältlich über:

Nachbarschaftsheim Mittelhof Berlin e.V.
Königstraße 42 - 43
14163 Berlin

mittelhof@snafu.de